Fünf Monate in Südafrika.

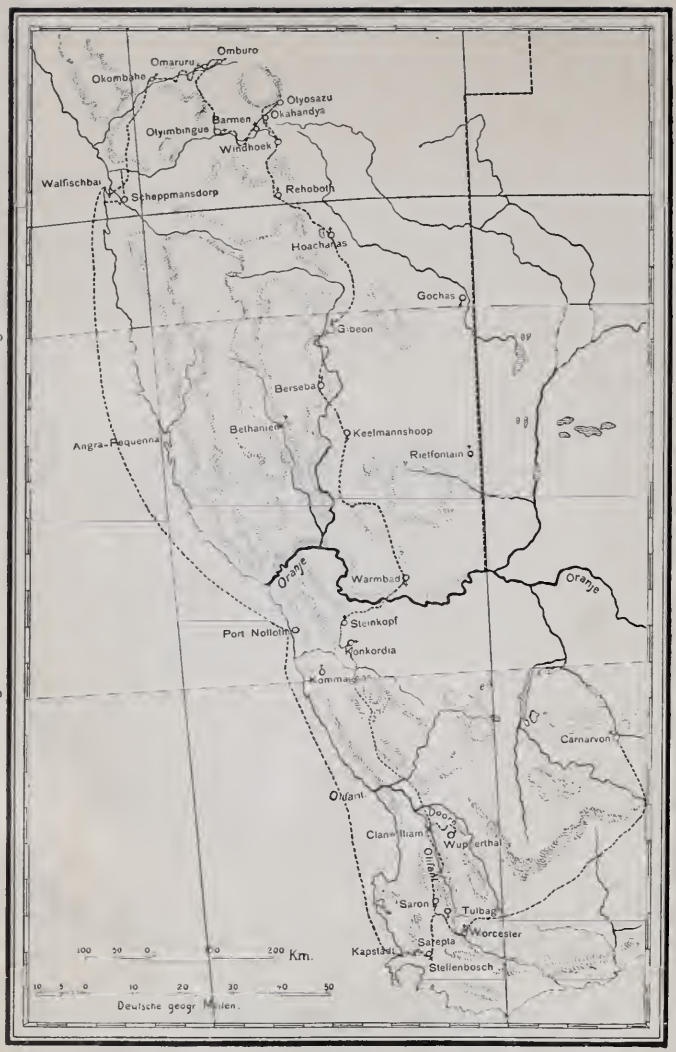
Wilhelm Maharero

Von

Dr. A. Schreiber.

Missions-Inspector

MERENSKY-BIBLIOTEEK
3 DEC 1941
UNIVERSITEIT VAN PRETORIA.
Klasnommer 27A45-8
68873



Südwestafrika.
Reiseroute.

Fünf Monate in Südafrika.

Von

Dr. A. Schreiber,
Missions-Inspektor.

Barmen.
Verlag des Missionshauses
1894.

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Pretoria, Library Services

https://archive.org/details/funfmonateinsuda00schr

Fünf Monate in Südafrika.

I.

Besuch unsrer Stationen in der Kapkolonie.

Am 26. Februar nahm unsre 20tägige Seereise ihr Ende. Es war mit ihr gegangen, wie so manchmal im Leben, daß nämlich eine Sache, die einen schweren Anfang nimmt, im weiteren Fortgang sich desto schöner und leichter gestaltet. Wir hatten zu Anfang recht böses Wetter, einen regelrechten Sturm zu bestehen gehabt, dann aber weiterhin eine sehr angenehme Fahrt. Solch eine Seereise, namentlich wenn man angenehme Gesellschaft hat, wie es bei uns der Fall war, ist etwas gar liebliches, eine rechte Erholungszeit. Immerhin aber freut man sich doch, wenn man nun wieder das feste Land betreten kann und aus dem engen Schiff wieder in die Weite kommt. Alle Gesichter sind doch fröhlich, wenn nun das Endziel der Reise in Sicht ist, zumal wenn dasselbe einen so großartigen und herrlichen Anblick bietet, wie die Kapstadt.

Schon früh am Morgen kam der Tafelberg in Sicht. An „Dassen Eiland" mit seinem Leuchtturm vorbei steuert unser Dampfer „Grantully Castle" dem frischen Südost tapfer entgegen darauf los und allmählich bekommt der blaue Berg mehr und mehr Farbe, das herrliche Bild der Tafelbai entrollt sich immer deutlicher vor unsren wahrhaft entzückten Blicken. Wie eine gewaltige, schützende, 4000 Fuß hohe Mauer, erhebt sich der majestätische Tafelberg hinter der Bai und Stadt, zu beiden Seiten eingefaßt von zwei hohen Felskegeln. Von der Stadt

Die Tafelbai.

aus ziehen sich nach beiden Seiten die Vorstädte mit ihren Villen und Gärten weit am Ufer hin. Gegen Mittag waren wir im Hafen angelangt. Da standen schon die lieben Freunde am Ufer und winkten uns zu. Aber nun gab es erst noch eine rechte Geduldsprobe. Eine volle Stunde dauerte es, ehe unser Schiff sich langsam herumgedreht und endlich an der richtigen Stelle angelegt hatte. Da waren sie alle, die lieben Missionare, Eich, die beiden Webers u. a., auch der liebe alte Bruder Rath, dem ich nun zum erstenmal die Hand drücken konnte, nachdem wir schon Jahrelang mit einander korrespondiert hatten. Nachdem wegen unsres Gepäcks das nötige besorgt war, ging es zum Hause meines alten Freundes Ritter, bei dem wir gastliche Aufnahme und bereitwillige Hilfe für die Weiterreise fanden.

Es dauert doch immer eine ganze Weile, ehe man in einem ganz neuen Lande und in völlig fremder Umgebung erst einmal recht zur Besinnung kommt. Für mich aber kam hinzu, daß ja hunderterlei Aufgaben meiner warteten, und darunter manche recht schwieriger Art. Da kam nun eine wahre Flut von Berichten, schriftliche und mündliche, gleich am ersten Tage über mich, und das mußte alles innerlich verarbeitet werden. Es war dazu noch ein furchtbar heißer Tag, der heißeste, den sie dort im ganzen Jahr gehabt hatten, und wenn man so von der köstlich kühlen See kommt, so fällt einem die Hitze doppelt schwer auf. In der Nacht gab es auch keine rechte Ruhe. Der Südostwind, der vom Taselberg herabweht, rüttelte gar ungestüm an den Fenstern und Läden. Zum Glück war es diesmal aber nicht der sogenannte „schwarze Südost", d. h. er brachte nicht den entsetzlichen Staub mit sich, wie sonst zuweilen.

Am andern Morgen wurden zuerst einige nötige Besorgungen in der Stadt gemacht und dann ging es nach unsrer ersten Missionsstation, Stellenbosch, die man mit der Eisenbahn in einigen Stunden erreicht. Ich war nämlich gleich bei unsrer Landung in Afrika von dem lieben Bruder Eich mit einem bis ins Einzelnste ausgearbeiteten Reiseplan überrascht worden. Ein solcher Plan war ja freilich unumgänglich nötig. Es wäre ganz unmöglich gewesen, etwa alles Einzelne nur ganz gemüt-

lich der weiteren Entwicklung zu überlassen. Es sollten ja auf einem jeden unsrer drei afrikanischen Missionsgebiete Konferenzen mit den Brüdern gehalten werden. Die Tage dafür mußten aber Monate vorher bestimmt sein. Denn unsre Missionare mußten dazu ja wochenlange Reisen machen und auch sonst alle Vorbereitnngen treffen. Außerdem aber war es natürlich sehr wünschenswert, daß ich wo möglich auf einer jeden unsrer Stationen einen Sonntag zubringen könnte, um die Gemeinde versammelt zu sehen und zu ihr zu reden. Dazu kam noch, daß die beiden Feste, Ostern und Pfingsten, in die erste Hälfte meiner Reisezeit fielen, und auch darauf mußte Rücksicht genommen werden. Auch hatten manche der Missionare noch ihre besondern Anliegen und Wünsche. Der eine wollte, daß ich seine neu erbaute Kirche einweihen sollte u. dgl. Da war es wahrlich keine leichte Aufgabe gewesen, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Doch hatte der liebe Bruder Eich alles auszugleichen verstanden. Freilich war der Plan für den ersten Teil der Reise sehr knapp mit der Zeit bemessen und stellte an mich und meine Kräfte keine geringen Anforderungen. Wenn man das alles so übersah, wie für Wochen hinaus jeder Tag seine Aufgabe bekam, und dann welche weiten Wege da zurückgelegt werden sollten, dann konnte es einem doch recht bange werden, ob denn auch alles wirklich so zur Ausführung werde gebracht werden können, und ob wir wirklich das erste Ziel erreichen würden, nämlich Ostern, den 25. März, also nach 5 Wochen in Concordia anzukommen. Es darf uns unterwegs kein Pferd flau werden, sagte Bruder Eich; und keiner von uns krank oder schwach, mochte man wohl hinzusetzen.

Die ersten Anforderungen, die an mich herantraten, bestanden darin, daß ich Sonntag, den 28. Februar, morgens und abends in Stellenbosch predigen sollte, und ebenso am folgenden Tage in dem benachbarten Sarepta zweimal zum Missionsfeste reden, natürlich alles im Holländischen. Zum Glück hatte ich, in Voraussicht dessen, was meiner am Kap wartete, die Zeit auf dem Schiff dazu benutzt, mich für eine Reihe solcher Predigten und Ansprachen vorzubereiten. Das kam mir nun gerade in diesen ersten Tagen trefflich zu statten.

Kirche in Stellenbosch.

Mit unsrer Ankunft in Stellenbosch ging es übrigens etwas eigentümlich. Mein Schwager, Forstassessor von der Reck, der die ganze Reise auf eigene Kosten mit mir machte, und ich, kamen durch ein Versehen eine halbe Stunde zu früh dort an. So war denn niemand am Bahnhofe, uns in Empfang zu nehmen. Aber doch konnte ich alsbald merken, daß meine Ankunft allgemein bekannt war. Als wir eben ausgestiegen waren, kamen schon etliche braune Knaben auf uns zu mit der Frage, ob wir nicht zu Mijnheer Weber wollten, und ehe wir uns versahen, waren all unsre Sachen auf ihren Rücken, und nun ging es munter in den Ort hinein. Das war ein erster kleiner freiwilliger Liebesdienst von Gliedern unsrer Missionsgemeinde. Am Abend erschien dann noch der Gesangchor, uns mit lieblichen Liedern zu begrüßen, beim Scheine von zahlreichen Lampions, in der herrlichen linden Abendluft und lieblichem Mondschein im stillen Missionsgarten. Auch die Aeltesten und andre Christen kamen gleich noch am Abend, um uns die Hand zu reichen.

Es war mir gar eigen zu Mute, als ich nun auf dieser ersten unsrer afrikanischen Missionsstationen, die zugleich den Anfang unsrer ganzen Missionsarbeit bedeutet, angelangt war. Wie viele Erinnerungen knüpfen sich an diese Gebäude! Ich bekam mein Quartier in dem Zimmer, in welchem die liebe teure Schwester Kähler, die langjährige treue Diakonissin von Stellenbosch gewohnt hatte, ein Ort, der mir um ihretwillen ehrwürdig erschien. Uebrigens ist unser ganzes Anwesen in Stellenbosch sehr ansehnlich. Außer dem geräumigen, sehr traulich gelegenen Missionshause und der stattlichen Kirche, haben wir dort noch unser großes Institut für Missionarstöchter, zugleich auch für andre Mädchen; eine große Schule und noch andre Gebäulichkeiten, alles hübsch neben einander gelegen. Am nächsten Morgen predigte ich vor einer dicht besetzten Kirche. Ich hatte große Freude an dem herrlichen Gesange dieser Bastard-Gemeinde und noch mehr freute es mich, als ich merkte, daß mich die Leute mit meinem europäischen Holländisch doch recht gut verstanden. Sie selbst sprechen im

gewöhnlichen Leben das sogenannte kapsche Holländisch, das ziemlich davon abweicht, aber sie hören in Schule und Kirche doch immer das richtige Holländisch und verstehen dasselbe eben so gut, wie unsre Plattdeutsch redenden Landleute das Hochdeutsche. Als ich am Abend wieder in die Kirche trat, bekam ich doch einen wahren Schrecken über der entsetzlichen Hitze. Es war, als ob man in einen Backofen eintreten sollte. Gut, daß ich von Indien her schon ein wenig an die Hitze gewöhnt bin. Uebrigens hatte ich an diesem Abend nur ein kurzes Wort zu reden. Außer mir sprachen nicht nur der Stationsmissionar Weber, sondern auch drei von den reformierten Predigern und Professoren von Stellenbosch, die Herren Neethling, Hofmeier und de Voß, die mich auch herzlich in Afrika willkommen hießen. Einer von ihnen sagte mir u. a.: „Wenn Sie sich nur nicht von den lieben Missionaren zu Tode hetzen lassen, wie das schon andern Missionsinspektoren passiert ist, dann sollen Sie einmal sehen, Sie werden durch die ganze Reise um 10 Jahre jünger werden.“ Ich habe hernach noch oft an den lieben Freund gedacht und glaube in der That, daß er nicht so ganz unrecht gehabt hat.

Hier, wie überall in unsren kapischen Gemeinden, haben Bruder Eich und ich versucht, den Eifer für die Missionsarbeit anzufachen. Daß von solchem Eifer und Liebe zur Missionsarbeit schon etwas vorhanden ist, dafür bekam ich sofort hier in Stellenbosch deutliche Beweise: Von verschiedenen Seiten wurden 500 Mark für unsre Ovambo-Mission mir überreicht.

Muß doch auch noch ein Wort über die Lage von Stellenbosch sagen. Es ist ein reizend gelegener Ort. Die Gegend zwischen der Kapstadt und Stellenbosch ist recht öde. Desto angenehmer ist man dann aber überrascht bei der Ankunft. Mitten zwischen hohen, äußerst malerischen Felsenbergen, dehnt sich der Ort mit seinen schattigen Eichenalleen und schönen Gärten aus. Das Klima ist, wenigstens den allergrößten Teil des Jahres hindurch, ein äußerst angenehmes. Ich muß sagen, ich habe keinen andern Ort in Südafrika gefunden, wo es mich gleich so angeheimelt hat, als Stellenbosch. Da begreift man

es sehr gut, warum sich gerade hierher so allerlei Anstalten der holländisch-reformierten Kirche zusammengefunden haben und man darf auch unsrer Mission Glück wünschen, daß sie diesen Ort seit alter Zeit als ihren Mittelpunkt für Südafrika gewählt hat.

Am andern Morgen ging es mit einem großen Omnibus nach dem 3 Stunden entfernten Sarepta, der Station des Bruder Eich, zum Missionsfeste. Von den verschiedenen Missionarsfamilien, die in Stellenbosch wohnen, die emeritierten Brüder Rath und Brincker und der Witwe Juffernbruch, begleiteten uns so viele Freunde und Freundinnen, daß der große Wagen uns kaum alle fassen konnte. Vorn auf dem Bock saß Bruder Stahlhut, der in Stellenbosch bei Missionar Brincker die Ovambosprache gelernt hat, und blies auf seinem Horne nach Herzenslust in die frische Morgenluft seine schönen Melodien hinaus: Geh aus mein Herz und suche Freud u. a.

Sarepta ist unsre kleinste und unbedeutendste Missionsstation in Südafrika. Man bekommt doch sofort den Eindruck, daß besser nur ein Filial von Stellenbosch daraus gemacht würde, wie es jetzt auch im Plane ist. Jedenfalls machte es einen fast komischen Eindruck, daß gerade hier der Präses unsrer kapischen Mission, Eich, seine Station haben solle. Das Häuschen, in welchem er mit seiner jungen Frau wohnt, ist eine äußerst kleine und bescheidene Wohnung; aber daß man auch in der kleinsten Hütte zufrieden und glücklich leben kann, das bewahrheitet sich auch bei diesen lieben Leuten. Heute war nun natürlich viel Leben in dem sonst so stillen kleinen Orte, da die Festgäste von Nah und Fern herzugekommen waren. Am Morgen predigte außer mir der Prediger Lückhof, der Sohn unsres lieben alten Veteranen von Stellenbosch. Am Nachmittag mußte ich noch einmal reden, diesmal mit den Brüdern Rath und Brincker zusammen. Auch hier erfreute uns wieder eine sehr bedeutende Festkollekte. Am Abend gab es noch einen besondren Segen für das ganze Land: Der seit Wochen sehnlichst gewünschte Regen stellte sich ein, zum Glück nicht eher, als bis die Festgäste ihre verschiedenen Plätze wieder hatten erreichen können.

Am Abend blieben wir dort in Sarepta und fuhren am andern Morgen noch einmal nach der Kapstadt. Ich hatte dort noch einige wichtige Besuche zu machen, u. a. bei dem Herrn Gouvernenr, Sir Loch, der mich mit großer Freundlichkeit empfing und rege Teilnahme für unsre Mission an den Tag legte. Außerdem mußte auch für die spätere Ochsenwagenfahrt noch so manches besprochen und eingekauft werden. Dort trafen wir auch die Geschwister Diehl, die soeben vom Hererolaud angekommen waren, um ihre Reise nach Deutschland fortzusetzen. Abends wieder in Stellenbosch waren wir in dem Institut oder Töchterpensionat. Es war mir eine wahre Herzensfreude, zu sehen, wie wohl verwaltet diese große Anstalt ist, wie die Vorsteherin mit all ihren Lehrerinnen in schönster Harmonie zusammen arbeitet und wie auch die Schülerinnen sich offenbar wohl in der Anstalt fühlen. Daß dieselbe tüchtiges leistet, das ist am Kap allgemein anerkannt und die Erfolge bei den jährlichen Regierungs-Examen beweisen das immer wieder.

Auch hier wurde mir eine schöne Gabe für die Mission von den Schülerinnen überreicht.

Die folgenden drei Tage hatte ich nun Zeit, mich mit den Gemeindeverhältnissen von Stellenbosch gründlich bekannt zu machen, die Schulen zu inspizieren, mit den Aeltesten die Gemeindeangelegenheiten zu besprechen, und auch die Einrichtungen der reformierten Kirche in Augenschein zu nehmen. Außerdem gab es einiges mit den Brüdern zu besprechen und zu ordnen. In unsrer Missionsschule, die seit vielen Jahren unter der trefflichen Leitung unsres ehemaligen Zöglings Joh. Hahn steht, bekam ich einen sehr guten Eindruck. Besonders muß man sich wundern, wie hier und anderwärts die Kinder in diesen Elementarschulen so gut mit den beiden Sprachen, Holländisch und Englisch, fertig werden. Ganz originell war auch die Weise, wie mit den Kindern, nach einem von Herrn Hahn selbst ausgedachtem Plane, ein Bild von Afrika schnell und sicher von den Kindern an die Wandtafel entworfen wurde.

Zu meiner großen Freude fand ich auch noch einige Stunden Zeit, um auf der benachbarten Station Puiel einen

kurzen Besuch zu machen. Dieselbe gehört ja allerdings nicht zu unsrer Mission; sie wird von dem Missionar Steegmann verwaltet, der nur ein kleines besonderes Komitee hinter sich hat. Es ist ein verhältnismäßig kleiner Platz, der herrlich zwischen gewaltigen Felsengebirgen liegt, aber es ist wirklich der Mühe wert, zu sehen, was dieser eine Mann in 50jähriger treuer Arbeit alles zu stande gebracht hat. Kirche und Schule sind in trefflicher Ordnung und auch die Häuser der Farbigen, von denen etwa 600 am Platze wohnen, machen einen sehr vorteilhaften Eindruck. Freilich hat der liebe alte Bruder auch hier mancherlei zu klagen über den innern Stand seiner Leute und namentlich darüber, daß sie sich oft nicht bewähren, wenn sie sich außerhalb der am Orte selbst geübten Zucht und Aufsicht befinden.

Am Sonnabend den 24. Februar wurde unsre Reise fortgesetzt und zwar mit der Bahn nach Tulbagh. Der Präses der kapischen Mission, Br. Eich, begleitete uns beiden. Man merkt doch bald einen bedeutenden Unterschied zwischen den afrikanischen und europäischen Eisenbahnen. In Afrika geht alles langsamer, sogar auch die Eisenbahn. Aber im übrigen ist die Einrichtung vortrefflich, in mancher Beziehung sogar besser als bei uns hier, z. B. was die Bequemlichkeit der Passagiere bei Nachtfahrten anlangt. Nach einer heißen Fahrt kamen wir gegen Abend in Tulbagh an, wo uns Geschwister Kreft herzlich willkommen hießen. Beide waren für mich alte Bekannte. Es war das auf der ganzen Reise eine ganz besondere Freude für mich, daß ich unterwegs so viele liebe alte Bekannte wiederfand und nun einmal sehen konnte, was inzwischen aus ihnen geworden war. Das Aeußere der Station ist in Tulbagh längst nicht so gemütlich wie in Stellenbosch. Das Missionshaus liegt zu sehr zwischen den andern Häusern eingeengt. Aber auch hier wohnen glückliche und zufriedene Leute darin, die an ihren drei munteren Knaben viel Freude haben und in ihrer Gemeinde am Orte und auf dem Filial, Steinthal, mit Freuden und im Segen arbeiten. Noch am Abend unserer Ankunft wurden wir von dem Gesangchor der Gemeinde mit schönen Liedern begrüßt. Die Leutchen

sangen auch hier recht gut. Am folgenden Morgen, als am Sonntag, gab es natürlich für mich wieder reichliche Arbeit. Am Morgen predigte ich in der Kirche auf der Station. Zum Glück war es nicht so sehr heiß. Nachmittags fuhren wir nach dem Filial, Steinthal, um auch dort in dem kleinen Kirchlein, das zugleich als Schule dient, Gottesdienst zu halten. Abends war dann noch Missionsstunde in Tulbagh. Am andern Morgen fuhren wir wieder nach Steinthal, um dort alles genauer zu untersuchen. Dieser Platz, der sehr schön am Fuß eines hohen Felsengebirges und am Eingang einer bewaldeten Schlucht gelegen und mit allerlei hohen Bäumen bestanden ist, war früher Privatbesitztum unsres dortigen Missionars Zahn, ist aber nach dessen Tode von unsrer Gesellschaft käuflich erworben worden. Wir wußten keinen andern Weg, um die kleine Gemeinde, die aus den farbigen Pächtern des Platzes besteht, erhalten zu können. Allerdings liegt nun die Schwierigkeit vor, daß der Missionar, der doch bei der Hauptgemeinde in Tulbagh wohnen muß, nicht auch in der Mitte dieser Leute wohnen und den ganzen Platz verwalten kann. Einstweilen ist ein holländischer Bauer dort ins Missionshaus eingezogen, aber viel besser wäre es, wenn ein Missionar, etwa ein Emeritus, an seiner Stelle stände. Die Zahl der Pächter könnte noch bedeutend vergrößert werden, da Land und Wasser genug vorhanden sind. Die Wohnungen der Leute, die wir auch alle besuchten, lassen viel zu wünschen übrig. Sie bauen sich dieselben selbst, verwenden aber wenig Fleiß darauf. Auch die Kirche, die zugleich als Schule dient, ist ziemlich dürftig und die Leistungen waren dementsprechend, kurz alles macht den Eindruck, daß es nötig wäre, hier eine bessere Leitung und Aufsicht zu haben. Dort in Steinthal und ebenso in den Häusern der Gemeindeglieder von Tulbagh, die wir am Nachmittag besuchten, bekam man auch in manchen Familien allerlei zu hören von dem Elend, das der Trunk anrichtet. Der Teil des Ortes, wo die Farbigen in Tulbagh wohnen, heißt Helpmakaar, d. h. Helft einander; der selige Bruder Zahn sagte wohl, der Platz müßte eigentlich Bederfmakaar, d. h. Verderbt einander heißen. Doch giebt es,

Gott Lob, in der Gemeinde auch eine ganze Anzahl treuer Christen.

Viele Leute fanden wir eifrig beschäftigt mit Arbeiten für den nah bevorstehenden Bazar. Dies ist nämlich eine eigentümliche Einrichtung in den meisten unsrer kapischen Gemeinden, daß jährlich zum Besten der Gemeinde ein Bazar abgehalten wird. Die Sachen für denselben, teils Erzeugnisse der Landwirtschaft, Früchte, auch wohl Gemüse oder Kleinvieh, wird von den Gemeindegliedern geschenkt und ebenso auch hernach von Gemeindegliedern wieder gekauft. Von auswärts her beteiligen sich wohl nur selten Leute an der Geschichte. So muß die Gemeinde selbst alles aufbringen, aber dies ist nun einmal der übliche Weg dazu.

Fast in allen Häusern, die wir besuchten, fanden wir die Wände mit allerlei bunten Bildern ausgeschmückt, darunter manches sonderbare Zeug. So in einem Hause ein buntes Bild, sämtliche Päpste darstellend. Die Frau, der das Haus gehörte, hatte keine Ahnung, was das Bild bedeutete, wollte aber nichts mehr davon wissen, als sie unsere Erklärung dazu hörte.

Am Mittag des 27. wurde dann die Reise nach Worcester angetreten. Das war eine recht heiße Eisenbahnfahrt, die aber glücklicherweise nur $2^1/_2$ Stunden dauerte. Missionar Leipoldt holte uns am Bahnhofe ab und vor seinem Hause erwartete uns der große Gesangchor der Gemeinde, und begrüßte uns mit einem hundertstimmigen „Welkom"! Unter unsern kapischen Stationen ist wohl keine, die einen so großartigen Eindruck macht, wie Worcester. Der Ort selbst ist ziemlich bedeutend und die graden breiten Straßen, alle von hohen Bäumen beschattet, nehmen sich recht gut aus. An einer dieser Straßen nun stehen in stattlicher Reihe die schöne Missionskirche, die beiden Schulgebäude und die beiden Missionarswohnungen, alle in bestem Stande und sämmtlich aus eigenen Mitteln der Gemeinde erbaut. Dies alles ist das Werk des im vergangenen Jahre heimgegangenen Br. Esselen, der 45 Jahre lang dieser Gemeinde vorgestanden hat. Dieselbe ist unsre größte in ganz Afrika, sie zählt über 3000 Seelen, hat aber nicht, wie einige

Kirche in Worcester.

andre unsrer kapischen Gemeinden, irgend welche sonstigen Besitzungen, sondern sie muß sich gänzlich durch freiwillige jährliche Gaben unterhalten. Am Abend nach unsrer Ankunft war natürlich Gottesdienst. Ganz überrascht war ich durch das Singen der Leute, sowohl durch den vierstimmigen kräftigen Gemeindegesang, als durch den Chorgesang. Dieser letztere sang unter andern an diesem Abend das große Hallelujah von Händel, ohne Noten und ohne Begleitung, aber, so weit ich es beurteilen kann, fehlerlos. Ein sehr gut geschulter Posaunenchor begleitet den Gemeindegesang; eine Orgel ist in der Kirche nicht vorhanden, wird auch von dem Missionar nicht gewünscht, er meint, die Leute sängen ohne Orgel desto besser.

Den ganzen andern Morgen widmete ich dem Besuche der Schule, die in der ganzen Kolonie einen sehr guten Namen hat und denselben allerdings auch verdient. Ich hatte in Worcester eine vornehme englische Dame getroffen, die mit uns die Seereise zusammen gemacht hatte. Da dieselbe ein reges Interesse für das Reich Gottes hat, so folgte sie gern meiner Einladung, mit mir die Schule zu besuchen, und was sie dort sah und hörte, das setzte sie in das allergrößte Erstaunen, namentlich, daß die Kinder gleich gut im Englischen wie im Holländischen zu antworten wußten. Auch die äußere Ausstattung der Schule läßt nichts zu wünschen übrig. Die praktischen Schulbänke, die Wandkarten und anderes Schulmaterial, alles ist vortrefflich. Allerdings erhält diese, wie alle unsre Schulen in der Kapkolonie, eine namhafte Unterstützung von der Regierung, aber doch muß die Gemeinde selbst bei weitem das Meiste thun.

Leider war unser Reiseplan so eingerichtet, daß ich dieser Gemeinde nicht so viel Zeit widmen konnte, wie sie nach ihrer Wichtigkeit hätte beanspruchen können; doch wurde das später nachgeholt, da ich noch zweimal nach Worcester zurück kam. Für jetzt mußte schon in der Nacht zum ersten März die Weiterreise angetreten werden nach Schietfontein, oder wie es jetzt ganz allgemein heißt Carnarvon. Wenn man auf unsrem Missionsatlas die Entfernungen zwischen den einzelnen Stationen ansieht, dann denkt man, dieselben seien nicht so gar groß. Aber das

liegt an dem Maßstab dieser Karten. Wenn man einmal selbst von einer Station zur andern reist, dann bekommt man erst die richtigen Vorstellungen. Auch das ist sehr heilsam, daß ein Missionsinspector selbst einmal alle diese Wege gemacht hat, dann weiß er hernach desto besser, was er den Missionaren zumuten kann. Dieser Weg, z. B. von Worcester nach Carnarvon, besteht erstlich in einer Eisenbahnfahrt von 20 Stunden, bis Victoria West. Auf dieser Fahrt bekamen wir zum ersten Mal große Heuschreckenschwärme zu sehen und lernten auch schon ein Stück von den afrikanischen Steppen kennen. Von Victoria West, wo wir abends gegen 11 ankamen, sind es noch 90 engl. Meilen bis Carnarvon. Diese Strecke sollte nun im Pferdekarren zurückgelegt werden, was zwei Tage in Anspruch nimmt, trotzdem man in Afrika sehr scharf fährt.

Nachdem wir die Nacht in Victoria West, in einem deutschen Gasthofe, recht gutes Quartier gefunden hatten, brachen wir am andern Morgen früh auf. Der Weg führt meist durch ziemlich öde Gegenden und an verschiedenen großen Bauernplätzen vorbei. An einem derselben sah ich zum ersten Mal einen großen Fangdamm, etwas ähnliches wie eine Thalsperre, wodurch große Teiche resp. Seen gebildet werden, von denen aus dann das Ackerland bewässert wird. Gegen Abend kamen wir in Pampunpoort, einem einsamen Händlerhause an. Dort sollte man übernachten können. Müde genug waren wir. Aber es schien in dem Hause sonderbar herzugehen. Man ließ uns ruhig sitzen und niemand kümmerte sich um uns. Zuletzt wurde uns die Zeit doch zu lang und wir beschlossen lieber unsre Reise noch weiter fortzusetzen, resp. dann im Freien zu übernachten. Ein paar Damen von Carnarvon, die sich uns angeschlossen hatten, folgten unsrem Beispiel. Wir fuhren noch ein paar Stunden weiter, bis uns die gänzliche Dunkelheit zwang, unsere Wagen auszuspannen. Dies erste Nachtquartier in resp. unter dem Wagen gefiel mir nicht besonders. Schlaf gab es wenig und ich war froh, als um zwei Uhr der Mond aufging und wir bei seinem Lichte unsere Reise fortsetzen konnten. Es ging uns nämlich darum, so bald als möglich Carnarvon zu erreichen,

Miſſionshaus in Carnarvon.

weil wir nur so sehr kurze Zeit hatten. Unser Kutscher, ein Glied der Gemeinde von Carnarvon, freilich war anderer Ansicht. Er hatte von seinem „leeraar", unserm lieben Bruder Stremme, den Auftrag, uns entweder schon Freitag Nachmittag oder erst Sonnabend Nachmittag dahin zu bringen. So ließ er sich nur schwer dazu bewegen, schon so viel früher mit uns dahin zu fahren. Aber es half ihm nichts. Wir kamen nun schon um 9 Uhr morgens dort an, viel zu früh für den Missionar, der mit seinen Vorbereitungen zu unsrem Empfang noch nicht fertig war. Dabei passierte noch eine sehr nette kleine Geschichte. Als wir uns dem Orte näherten, sagte mein lieber Begleiter, Eich: Ich sehe dahinten im Feld einen Mann hinter einem Pferde herlaufen, er kann es aber nicht fassen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Mann uns hätte entgegen reiten sollen, um dann unsre Ankunft zu melden. So war es auch in der That. Weil der aber mit seinem Pferde nicht zurecht gekommen war, so kamen wir also unangemeldet im Orte an. Der Bruder Stremme war noch eifrig damit beschäftigt, über dem Ehrenbogen, den er vor seinem Hause errichtet hatte, das „Willkommen" zu befestigen, da ertönte schon das Geläute der Glocke, das verabredete Zeichen unsrer Ankunft; und als er nun eiligst von seiner Leiter herabsprang und ins Haus eilte, um sich erst noch seinen Rock anzuziehen, da kamen wir schon mit unsrem Wagen um die Ecke des Hauses gefahren und sahen ihn nur noch eben im Hause verschwinden. Aber wir hatten auch so an dem verunglückten Empfang doch unsre rechte Freude, und er beruhigte sich denn auch bald.

Aber diese scharfe Tour, die 50 Stunden, die wir nun seit Worcester unterwegs gewesen waren, mit sehr wenig Schlaf dabei, war mir doch zu viel geworden. Vielleicht war mir auch ein großes Glas fette „Bokkenmelk", d. h. Ziegenmilch, das ich nüchtern getrunken hatte, nicht gut bekommen, kurz ich fühlte mich gar nicht wohl und habe während der ganzen Zeit in Carnarvon, wenn ich nicht zu thun hatte, meist auf dem Bett gelegen. Glücklicherweise bekam ich von einem englischen Arzte eine ganz vorzügliche Medicin, die mich bald wieder ganz zurecht

brachte und die mir auf der ganzen weiteren Reise noch außerordentlich gute Dienste gethan hat, so oft ich etwas ähnliches verspürte. Ich kann wohl sagen, ohne diese Medicin würde ich schwerlich die ganze Reise so haben machen können.

Natürlich mußte die kurze Zeit in Carnarvon, wenig mehr als zwei Tage, auch tüchtig ausgekauft werden. Gleich am ersten Nachmittag hatten wir mit den Aeltesten eine längere Besprechung wegen der Gemeindeordnung, die in feste Formen gebracht werden sollte. Außerdem erforderten die ganzen Besitzverhältnisse der Gemeinde viele und lange Beratungen. Dieser farbigen Gemeinde, die aus Kaffern besteht, ist nämlich seiner Zeit von der Regierung eine große Strecke Landes, etwa 10 deutsche Quadratmeilen groß, gegeben worden. Das ganze ist in 112 „Erben" geteilt, aber das Land bleibt dabei ungeteilt, nur hat ein jeder Besitzer eines solchen Erbes das Recht, auf dem weiten Grundbesitz Herden weiden zu lassen, oder auch Gärten und Kornfelder anzulegen. Leider waren nun im Laufe der Zeit der weitaus größte Teil dieser Erben durch Verkauf in die Hände von Weißen übergegangen. Die Farbigen sind aber jetzt zum vollen Verständnis gelangt, daß ihre ganze Existenz an dem Landbesitz hängt und sind darum sehr darauf aus, wo möglich wieder in den Besitz eines Erbes zu kommen. Glücklicherweise ist die Gemeinde Carnarvon so gestellt, daß sie selbst nach dieser Richtung etwas thun kann. Grade jetzt bot sich eine Gelegenheit, von einem jüdischen Kaufmann am Orte, einem Deutschen, 8 solcher Erben, allerdings zu ganz ansehnlichen Preisen wieder zu kaufen. Dieser Kauf hatte für die Gemeinde auch noch den Vorteil, daß dieser Herr sich bereit erklärte, die Angelegenheit dieses ganzen Grundbesitzes, die neu geregelt werden sollte, in der Kapstadt der Regierung gegenüber zu vertreten. Das hat er denn auch gethan, die Sache ist jetzt sehr gut geregelt und unsre Gemeinde ist wieder im Besitz von 52 solcher Erben.

Am Sonntag predigte ich zweimal, beidemal vor einer sehr gut besetzten Kirche. Hier hatte ich Gelegenheit, zum ersten Mal zu sehen, wie sichs durch Vermittlung eines Dolmetsch

Kirche in Carnarvon.

predigt. Die meisten dieser Leute verstehen nämlich nicht genug Holländisch, und so muß für sie gedolmetscht werden. Ein Aeltester versah hier den Dienst. Der Mann stand neben mir auf einem breiten Rande, der wohl zu diesem Zwecke an der Kanzel angebracht war. Am Morgen machte er seine Sache ganz vortrefflich, aber als ich am Abend in der Missionsstunde einiges erzählte, war er so verwirrt geworden, daß er z. T. grade das Gegenteil sagte, worüber er dann hernach von einigen seiner Freunde, die das beurteilen konnten, nicht schlecht vorgenommen wurde.

Wir fanden auch noch Zeit, einige Familien der Gemeinde und eine liebe holländische Familie zu besuchen, die den jungen Bruder Stremme in jeder Weise mit Rat und That sehr behülflich ist. Einstweilen führte die Frau des Lehrers Wit, eine Tochter des ehemaligen Missionars von Carnarvon, unsres lieben Bruder Sterrenberg, dem jungen Missionar die Haushaltung. Aber ganz allgemein wurde von der Gemeinde auf das dringlichste der Wunsch ausgesprochen, daß wir doch dem jungen Bruder, der, wie die Leute sagen, dem seligen Sterrenberg so sehr gleicht, so bald als irgend möglich seine Braut senden sollten, was auch inzwischen geschehen ist.

Nachdem wir am Montag Morgen noch die Schule inspiciert hatten, brachen wir gegen Mittag auf. Bruder Stremme wollte es sich nicht nehmen lassen, uns bis Victoria West zu begleiten. Ein großer Teil der Gemeinde gab uns auch noch ein Stück Weges das Geleite, und der Abschied von diesen rührend dankbaren Leuten da draußen auf dem Felde, wo sie uns noch das: „Jesu geh voran“ im Holländischen zusangen, war gar herzbeweglich, er erinnerte mich lebhaft an das, was Apostelgeschichte 21 vom Abschied Pauli von den Christen zu Tyrus geschrieben steht. Auf unsrem Rückwege fanden wir in Pampunpoort bessere Aufnahme und ein angenehmes Nachtquartier. Als wir am andern Morgen schon um 4 Uhr, also noch im Dunkeln aufbrachen, um den Eisenbahnzug rechtzeitig zu erreichen, hätten wir beinah ein Unglück gehabt. Unser dicker gemütlicher Kutscher, der schwarze Salomo, hätte uns ums

Haar mit dem Wagen umgeworfen. „Daar had ik U amper omver geworpen, en ik dacht toch, dat het daar zoo'n mooie weg waar!", sagte er mit großer Gemütsruhe.

Den Zug erreichten wir rechtzeitig, aber was uns nicht gefallen wollte, war die hohe Summe, die wir trotz unsres Retourbillets nachzahlen mußten, weil es nämlich der Expreßzug war, der nur einmal die Woche von der großen Goldstadt, Johannesburg, nach der Kapstadt fährt. Aber es half nichts, wir mußten diesen Zug benutzen, um zur rechten Zeit wieder in Worcester zu sein. Unterwegs gab es noch allerlei zu erleben. Zuerst fuhren wir durch ein gewaltiges Gewitter, einen wahren Wolkenbruch. Das ganze Land war überflutet, und es war wirklich ängstlich anzusehen, wie die mächtigen Wogen neben dem Eisenbahndamm dahinrollten und wie derselbe an vielen Stellen bedenklich zerrissen war. Unser Zug hielt denn auch vor jeder Brücke erst einen Augenblick still, um zu sehen, ob dieselbe nicht etwa weggespült sei. Wir waren herzlich froh und dankbar, als wir endlich das Gewitter hinter uns ließen. Gegen Morgen kamen wir dann an die herrliche und berühmte Partie am Hexrivier. Dort geht die Eisenbahn in einer gewaltigen Schlucht in großen Schlangenlinien wohl an $1^1/_2$ Tausend Fuß hinunter von dem Hochplateau ins Niederland. Bald darauf, $^1/_2$9 Uhr morgens, waren wir wieder in Worcester. Diese ganze Reise hatte mir 150 Stunden gedauert, und davon waren wir reichlich 100 Stunden auf den Rädern gewesen.

Daß wir jetzt noch einmal in Worcester Station machten, das hatte eine besondere Veranlassung. Bei meiner ersten Anwesenheit dort war mir nämlich von einer ansehnlichen Zahl von Gemeindemitgliedern ein Schriftstück überreicht worden, in welchem sie allerlei Klagen und Wünsche, betreffend die Verwaltung der Gemeinde, aussprachen. Ich hatte daraufhin den Leuten versprochen, mit ihnen eine Gemeindeversammlung zu halten, wo dann diese Angelegenheiten besprochen werden sollten. Das geschah nun auch am Abend desselben Tages. 3 bis 400 Männer waren in der Kirche versammelt und den Unzufriedenen wurde Gelegenheit gegeben, sich gründlich auszu-

sprechen. Waren auch manche ihrer Wünsche unerfüllbar, so konnte andrerseits doch auch manches geändert werden. Wie ich mich vier Monat später überzeugen konnte, haben sich die Gemüter ziemlich beruhigt. Meine besondere Freude hatte ich auch in dieser Abendversammlung wieder an dem außerordentlich kräftigen und reinen Männergesang.

Am folgenden Morgen ging es weiter nach der folgenden Missionsstation, Saron. Zum letzten Mal für lange Zeit konnten wir hier die Eisenbahn gebrauchen. Wir waren vorher schon ziemlich nahe an Saron vorbeigefahren, hatten es damals aber liegen lassen, weil es so besser auskam. Von hier aus mußten wir nämlich jetzt unsre große Reise nach dem Norden antreten. Zunächst freilich handelte es sich nur um die kurze Strecke von 10 engl. Meilen bis nach Saron hin, wo wir erst noch vier Tage Zeit hatten, uns auch diese Station gründlich anzusehen. Dieselbe ist von den andern Stationen, die wir bis dahin besucht hatten, dadurch wesentlich verschieden, daß uns hier der ganze Grund und Boden gehört, fast eine halbe deutsche Quadratmeile groß. In Afrika ist im allgemeinen das Land längst nicht so ergiebig, wie hier zu Lande, und muß man darum dort größeren Grundbesitz haben. Aber immerhin, überall, wo nur Wasser genug sich findet, da läßt sich doch auch ein schöner Bodenertrag erzielen. Saron hat nun zum Glück reichlich Wasser. Eine Wasserleitung aus einer großen Bergkluft bringt das ganze Jahr hindurch, selbst in den langen trockenen Sommermonaten einen köstlichen breiten Strom Wassers auf den Platz, und der ganze Ort hat in allen seinen breiten, geraden Straßen, die mit großer Regelmäßigkeit angelegt sind, überall fließendes Wasser, ein Anblick, der einem in Afrika wahrhaft das Herz erquickt. Es wohnen hier auf dem Platze an 1300 Seelen, alles Pächter unsres Landes, von denen aber manche neben dem Ackerbau noch irgend ein Handwerk betreiben. Die meisten freilich sind nur Ackerbauer und gehen dann von der Station aus zu Zeiten zu den umwohnenden Bauern, um denselben in der Saat- und Erntezeit zu helfen. Darum sollten diese Buren eigentlich froh und dankbar sein für das Bestehen

der Missionsstationen, weil ihnen dieselben gerade für die Zeiten, wo sie sie nötig haben, Arbeitskräfte liefern. Aber merkwürdiger Weise besteht im großen und ganzen unter den Buren eine sehr unfreundliche Gesinnung gegen die Missionsarbeit, es ist ihnen geradezu verhaßt, daß die Farbigen auf den Stationen so viel lernen, manchmal allerdings mehr, als sie selbst ihren Kindern auf den weit abgelegenen Bauernplätzen beibringen lassen können.

Die Farbigen selbst, die von den Weißen in der Kapkolonie sehr verachtet und immer mehr zurückgedrängt werden, namentlich vom Landbesitz, haben denn jetzt auch allgemein begriffen, daß ihre besten Freunde die Missionare sind, und daß sie kaum irgend wo anders es so gut haben können, wie auf den Missionsstationen. Darum bleiben sie auch gern dort, trotzdem sie da einer strengen Zucht sich unterordnen müssen, namentlich was das Trinken von Wein und Branntwein anlangt. Gerade dies ist ja das Hauptlaster und Unglück der Farbigen in der Kapkolonie, das gerade durch die Buren, die ihren Arbeitern oft 4—5 mal am Tage von dem schweren kapschen Wein zu trinken geben, leider noch immer mehr befördert wird. Wenn man das weiß, und sieht nun, wie die Reblaus auch in der Kapkolonie solch furchtbare Verheerungen in den Weinbergen anrichtet, dann kommen einem allerlei Gedanken.

Uebrigens hat eine solche Einrichtung wie Saron, man nennt das dort zu Lande ein Institut, doch auch ihre Schattenseiten. Man kann ja allerdings auf solch einem Institut viel leichter Zucht und Ordnung aufrecht erhalten. Aber dabei werden die Leute zu wenig zur Selbständigkeit erzogen, und wenn sie dann einmal herauskommen und etwa bei längerer Abwesenheit allerlei ihnen ungewohnten Versuchungen ausgesetzt sind, dann fallen sie gar leicht. So hat eben alles hier auf Erden seine zwei Seiten.

Als wir uns gegen 3 Uhr der Station näherten, sahen wir, wie uns schon die Christen, zunächst die Erwachsenen entgegen kamen, um uns gleich draußen schon mit Gesang und mit dem landesüblichen Handgeben zu begrüßen. Auf der Station

Kirche in Saron.

selbst fanden wir die Schuljugend vor dem Missionshause versammelt, mit ihrer Lehrerin an der Spitze. Man fühlt sich doch gleich wie zu Hause, wenn einem die lieben, alt bekannten Lieder der Heimat so von frischen Kinderstimmen fröhlich entgegen gebracht werden.

Nachdem wir ein wenig ausgeruht, wurden Kirche und Schule besucht und auch ein erster Rundgang durchs Dorf gemacht. Dabei fiel es mir auf, wie viel alte, hochbetagte Leute wir sahen, darunter einen alten Mann, der seiner eigenen Angabe nach über 100 Jahr alt sein mußte; auch ein Zeichen für die Gesundheit des Landes. Am folgenden Tage wurde die Schule besucht, deren Leistungen sehr zufriedenstellend waren, und gegen Abend eine Versammlung mit den Aeltesten und andern Männern gehalten, um die Angelegenheiten der Gemeinde zu beraten. Ein Hauptwunsch der Leute geht dahin, daß der Platz noch mehr Land bekomme. Das ist in der That auch unser Bestreben, weil ohne eine Vermehrung des Landbesitzes keine Ausdehnung der Gemeinde möglich ist. Darum ist es uns auch eine große Freude gewesen, daß es dem Missionar F. W. Weber gelungen ist, von einem benachbarten Bauernplatze fast ein Viertel anzukaufen, etwa 1400 deutsche Morgen groß. Dieser Erwerb war aber noch besonders darum sehr wertvoll, weil dadurch die Versorgung des ganzen Platzes mit Wasser besser gesichert ist, als es früher der Fall war. Während meiner Anwesenheit in Saron konnte diese Angelegenheit mit den Besitzern des Nachbarplatzes in guter Freundschaft geregelt und die Grenzlinie gezogen werden.

An diesem Tage stieß auch mein Schwager und Reisegefährte wieder zu mir. Derselbe hatte die Reise nach Carnarvon nicht mitgemacht. Er war inzwischen in der Kapstadt gewesen und hatte jetzt gerade den letzten Tag zusammen mit den Missionaren von Tulbagh und Worcester das Gebirge hinter Steinthal bestiegen, um zu untersuchen, ob nicht von dort noch mehr Wasser zu bekommen sei. Leider war diese Untersuchung ohne Erfolg gewesen. Tags darauf kam auch noch andrer Besuch auf Saron an. Ich hatte nämlich den

deutschen Generalkonsul in Kapstadt, Herrn von Nordenflycht eingeladen, ob er nicht auch einmal eine unsrer Missionsstationen besuchen und besichtigen wollte. Dieser Einladung war derselbe nun nachgekommen und hatte dazu seinen Kollegen, den holländischen Konsul de Wal, mitgebracht. Mit diesen Herren verlebten wir dann zusammen den Sonntag in Saron. Morgens predigte ich, nachmittags Bruder Eich und am Abend hielten wir zusammen Missionsstunde, wie das überall unsre Regel war. Daneben gab es noch Zeit zu einigen Besuchen im Dorfe. Auch mußten jetzt noch die letzten Vorbereitungen für die Weiterreise getroffen werden.

Dieselbe wurde am Montag früh angetreten. Ein Reisewagen, mit 4 Pferden bespannt, war dafür gemietet, und von den lieben Geschwistern Weber wohl ausgerüstet für die Fahrt, ging es um $^1/_2$6 Uhr fort. Es galt zunächst die Reise nach dem Ort Clan William, etwa 100 engl. Meilen weit, das wir in zwei Tagen erreichen sollten. Unser Weg führte meistens durch sehr einsame Strecken. Darum kam es uns sehr komisch vor, als unser Fuhrmann, ein Weißer, uns unterwegs fragte, ob denn in Deutschland auch eben so viele Menschen wohnten, wie in der Kapkolonie.

An diesem Tage lernten wir nun zum ersten Male das afrikanische Reiseleben kennen, wenigstens so, daß wir uns unterwegs im Felde unsern Kaffee kochten. Uebernachten im Felde brauchten wir diesmal noch nicht. Nachdem wir einen ziemlich hohen Paß überschritten hatten und dadurch in das Thal des Olifant-Flusses gekommen waren, erreichten wir gegen Abend den Platz Modderfontein, wo wir bei dem dortigen Bauern, einem Engländer, Quartier fanden. Unterwegs war uns eine neue prächtige Blume aufgefallen, die aber einen höchst unschönen Namen von den Bauern erhalten hat, den ich lieber nicht nennen will. Von dort aus ging unser Weg am folgenden Tage immer am Fluß entlang. Es war ein großartig schönes Thal mit einigen herrlichen Partieen. Die Wohnungen der Bauern lagen sehr weit auseinander, meist mehrere Stunden weit. Bei zweien derselben kehrten wir unterwegs ein. Der

erste hatte sich ein äußerst trautes heimliches Plätzchen gewählt. Das Haus lag ganz versteckt hinter den Bäumen und war umgeben von so üppigen Apfelsinenbäumen und Bananen, wie ich sie in Afrika noch nicht gesehen hatte; alles erinnerte mich stark an Sumatra. Hier herum giebt es besonders viel Paviane. Wir sahen auch mehrere namentlich unten am Fluß beim Wassertrinken. Bei diesem Bauern sahen wir einen Jagdhund, den ein Pavian so furchtbar gebissen hatte, daß er wohl schwerlich durchkommen konnte. Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir Clan William, das für einen der allerheißesten Orte in der Kapkolonie gilt. Gerade in diesem Jahre war es ganz außergewöhnlich heiß gewesen, 120 Grad Fahrenheit im Schatten, d. h. 39 Grad Reaumur. Hier kehrten wir bei einem alten Freunde von mir ein, nämlich dem jetzigen Prediger Chr. Leipoldt, mit dem ich vor 25 Jahren in Sumatra lange auf derselben Station gearbeitet hatte als Missionar. Das war eine große Freude, daß wir uns nach so langer Zeit hier in Afrika wiedersehen durften. Damals war er noch unverheiratet, jetzt hatte er 5 Kinder, von denen der Aelteste ihm schon über den Kopf gewachsen war.

In Clan William besteht auch eine kleine Missionsgemeinde unter den Farbigen. An der Spitze derselben steht ein alter Missionar, der aber mit keiner Missionsgesellschaft in Verband steht, sondern die Sache auf eigene Hand treibt. Von seiner Gemeinde erhält er freilich nur sehr wenig zu seinem Unterhalte, das meiste muß er sich selbst verdienen durch einen kleinen Laden, den er hat. Der Mann ist alt, und was aus seiner Gemeinde nach seinem Tode werden soll, das ist sehr unsicher. Es wäre vielleicht gut, wenn dieselbe unter die Leitung einer Missionsgesellschaft käme; allerdings wären wir da die nächsten dazu. Hier mußten wir nun die nach Norden führende Hauptstraße verlassen, um das östlich gelegene Wupperthal zu erreichen. Wenn man dahin gradeaus fahren könnte, so wäre die Entfernung nur etwa 5—6 Stunden weit. Aber es liegen so hohe und steile Gebirge dazwischen, daß man nicht einmal zu Pferd hinüber kommen kann. Der Fahrweg dagegen macht so

gewaltige Umwege, daß man 12 Stunden nötig hat, trotzdem man in Afrika immer recht schnell fährt. Und dabei geht auch dieser Weg wahrlich nicht über ebenes Land! Man muß drei hohe Berge überschreiten. Der Missionar von Wupperthal, Bruder Schmolke, hatte zwei Karren, jeden mit 4 Mauleseln bespannt, gesandt, um uns zu holen. Schon um $^1/_2$5 Uhr brachen wir auf, und bis es ordentlich Tag geworden war, hatten wir schon ein tüchtiges Stück des ersten hohen Berges erstiegen. Oben auf demselben lag unter schattigen Bäumen ein trauliches Häuschen. Dort sollten wir unser Frühstück einnehmen. Wir traten ein und waren überrascht durch die gemütliche Einrichtung des Zimmers, noch mehr aber, als anstatt des braunen Mädchens, das wir erwartet hatten, ein echt deutsches Mädchen uns hier als freundliche Wirtin empfing. Es war die Besitzerin des Hauses, die sich es nicht hatte nehmen lassen wollen, uns selbst hier zu empfangen. Zu Mittag kehrten wir bei holländischen Bauersleuten ein, die uns auch aufs freundlichste empfingen; sie hatten schon auf uns gewartet. Eine kurze Ruhe that uns hier sehr gut. Dann galt es noch den letzten hohen Berg zu übersteigen, wozu immerhin noch 4—5 Stunden erforderlich waren. Wenn man zuletzt oben auf dem Berge angekommen ist und nun weit, weit da unten, in dem engen Felsenthale, Wupperthal liegen sieht, dann bekommt man einen wahren Schrecken bei dem Gedanken, diesen steilen Weg nun in einem Wagen hinunter fahren zu sollen. Ich zog es denn auch vor, lieber zu Fuß zu gehen. Aber die ganzen Anstrengungen dieses Tages waren mir doch etwas zu viel geworden. Uebrigens war uns Br. Schmolke schon einige Stunden weit entgegen gekommen, zu Pferd, war dann aber wieder umgekehrt und uns voraus geeilt, namentlich auch deswegen, weil sein neugebornes Kindchen todkrank war. Auch hier kam uns fast die ganze Gemeinde zur Begrüßung schon vor dem Orte entgegen und am Missionshause stand die Schuljugend, um uns mit Liedern zu empfangen.

Wupperthal ist jedenfalls eine unsrer interessantesten Stationen in Afrika. Wir haben hier einen ganz bedeutenden

Grundbesitz, an 4 deutsche Quadratmeilen groß. Freilich der bei weitem größte Teil davon sind hohe Felsengebirge, die nur als Viehweide zu gebrauchen sind. Daneben aber findet sich in den Thälern doch auch einiges anbaufähiges Land und dasselbe liefert bei der guten Bewässerung durch mehrere Bäche und Flüsse treffliches Obst und Tabak, die beide einen Hauptausfuhrartikel bilden. Bewohnt ist der Platz und die dazu gehörigen Außenplätze von etwa 800 Seelen, die natürlich alle zur Gemeinde gehören und das Land gepachtet haben. Außer Ackerbau und Viehzucht werden aber auch noch andre Dinge auf Wupperthal betrieben. Die Hutmacherei ist jetzt mehr in den Hintergrund getreten, dagegen werden die Gerberei und die Schuhmacherei noch eifrig und mit gutem Erfolg betrieben. Dieser vielseitige Betrieb nebst der Viehzucht und Ackerbau erfordern natürlich auch einen sehr vielseitig angelegten Leiter. Gottlob, daß wir an dem gegenwärtigen Missionar einen solchen haben, der nach allen diesen Seiten hin seine Stellung so vorzüglich ausfüllt, daß Wupperthal gegen früher ganz bedeutend höhere Einkünfte hat, ein Umstand, der unsrer Kasse außerordentlich gut zu statten kommt. Ich hatte gefürchtet, daß die Bewohner des Platzes vielleicht darunter leiden möchten, daß die Station so viel aufbringt. Aber zu meiner großen Freude sah ich bald, daß ich mich darin gründlich geirrt hatte. Im Gegenteil, man kann leicht erkennen, daß auch die Bewohner sich im äußerlichen recht wohl dabei befinden, sogar viel besser als früher und daß manche von ihnen nicht unbedeutende Herden besitzen. Es ist ganz bewundernswert, zu sehen, wie schön alles in diesem vielseitigen Betrieb in einander greift und sich ergänzt. Was aber die Hauptsache ist, dabei leidet die eigentliche Missionsarbeit durchaus keinen Schaden, sondern sie wird fleißig und mit dem besten Erfolge betrieben, wie ich mich davon genau überzeugt habe während der 4 Tage, die wir uns dort aufhalten konnten.

In diesen Tagen lagen Freud' und Leid, wie so oft im Leben, dicht neben einander. Das kranke Kindlein starb leider während dieser Zeit, gerade als wir gehofft hatten, daß es nun auf der Besserung sei, und mußte ich es am Sonnabend

unter großer Beteiligung der Gemeinde begraben. Am folgenden Sonntage dagegen war ein Freudenfest für die Gemeinde. Die Kirche, die schon lange zu klein geworden war, hatte eine bedeutende Erweiterung und zugleich eine gründliche Verschönerung erfahren. Dieselbe wurde nun eingeweiht und zugleich wurden 50 Konfirmanden und Täuflinge in die Gemeinde aufgenommen. Ich durfte dabei auch mitwirken und zum ersten Mal in Afrika eine Anzahl Heiden in die Gemeinde des Herren durch die heilige Taufe aufnehmen. Die Kirche macht jetzt einen sehr angenehmen Eindruck und die zahlreich versammelte Gemeinde nicht minder. Das Singen ist hier wohl eben so gut, wie in Worcester. Die Kosten des Kirchbaus sind noch nicht ganz gedeckt, doch wird die Gemeinde selbst damit fertig werden. Am Tage der Einweihung betrug die Kollekte für diesen Zweck 20 £, also 400 Mark.

Noch eine kleine Begebenheit aus diesen Tagen muß ich doch auch erzählen. Wir besuchten einen der Außenplätze, auf dem nur Herero wohnen, die dort Tabak bauen, der trefflich stand. Diese Leute hatten nun noch niemals einen weißen Mann gesehen, der ihre Sprache versteht. Als nun Bruder Eich sie ganz munter in ihrer eigenen Sprache anredete, wußten sie vor ungeheurem Erstaunen rein nicht, was sie sagen sollten. Nach ihrer eigentümlichen Art hielten sie sich die Hand vor den Mund. Noch mehr aber staunten sie, als Bruder Eich ihnen sagte, er sei ein weißer Herero; ob sie denn noch nicht davon gehört hätten, daß es auch weiße Herero gäbe. Uebrigens ist es sehr merkwürdig, wie gut sich diese und andre Herero, die ich in der Kapkolonie getroffen habe, an eine regelmäßige Arbeit gewöhnen und wie nett sie voran kommen. Im eigenen Lande steht es damit noch nicht so gut, doch darf man eben deshalb wohl fest darauf rechnen, daß sie sich auch dort mit der Zeit eben so gut dazu werden erziehen lassen.

Wegen unsrer Rückreise nach Clan William hatten wir uns viel Sorge gemacht. Gleich am ersten Tage unsres Aufenthaltes in Wupperthal machte mich nämlich der Bruder Schmolke auf einen kleinen Nebelstreifen aufmerksam, der an dem benach-

barten hohen Schneeberge sich zeigte, mit dem Bemerken, das deute auf ein kommendes Gewitter hin. Nun war aber der Weg derart, daß man ihn nur bei ganz gutem Wetter, und wenn es nicht gerade geregnet hatte, in einem Tage zurücklegen konnte. Nach unsrem ganzen Reiseplane hatten wir aber nur einen einzigen Tag für diesen Weg übrig, sonst war es unmöglich, im Laufe der einen Woche die nächste Station, Concordia, zu erreichen. So waren wir denn natürlich sehr gespannt auf das Wetter. Am Freitag tröpfelte es ein wenig, aber das Wetter hielt sich noch bis über den Sonntag abend hin. An diesem Abend machten wir uns noch, nachdem der dritte Gottesdienst vorüber war, gegen 9 Uhr bei schönem Mondenscheine auf den Weg, ich diesmal zu Pferde, weil ich das Rütteln auf dem bösen Wege scheute. Zum Unglück war mir meine Brille beschädigt und da ich die Reserve-Brille nicht bei mir hatte, so mußte ich ohne Brille reiten, was auf dem steilen Wege durchaus nicht angenehm war. Wir kamen aber alle wohlbehalten gegen 12 Uhr in der Nacht bei dem Bauernhofe an, wo wir übernachten sollten. Am andern Morgen ging es mit Sonnenaufgang weiter. Wir hatten als Reisebegleiterin auch noch die alte Frau Fißmer, die Witwe unsres ehemaligen Bruder Fißmers von Wupperthal, eine geborene Gütersloherin, mit der ich manche alte Erinnerungen ausgetauscht habe. Es war ein sehr heißer Tag, und unsre Maulesel hatten es recht sauer, uns über die beiden hohen Berge hinüber zu bringen. Zu Mittag kehrten wir bei einem andern englischen Bauern ein. Zufällig sah ich die deutschen Uebungen, die eine der Töchter gemacht hatte und fand zu meinem Erstaunen, daß sie einen kleinen Traktat vom lieben Bruder Zimmer abgeschrieben hatte. Abends, kurz vor Sonnenuntergang, erreichten wir Clan William, und kaum waren wir da, da brach hinter uns in den Bergen ein starkes Gewitter los. Wir dankten Gott, daß er uns noch eben vorher den Weg hatte passieren lassen. Das war eine der mancherlei freundlichen Fügungen unsres Gottes auf der Reise.

Aber nun galt es für die Weiterreise alles zu ordnen und zu überlegen. Von hier aus sind es nämlich fast 300 engl.

Meilen bis nach Concordia, und der Weg geht durch weite wasserlose und menschenleere Strecken. Ein großer Wagen mit 6 Maulesseln sollte uns dahin bringen. Zum Unglück war der Fuhrmann, der den Weg genau kannte, plötzlich krank geworden, und so sollte sein Sohn uns fahren. Freund Leipoldt verriet mir aber, daß das ein recht junger und unerfahrener Mensch sei. Das stellte sich denn auch hernach als vollkommen richtig heraus. Er und sein Kamerad wußten vom Wege rein gar nichts, waren aber auch so unbegreiflich gleichgültig und faul, daß sie sich nicht einmal unterwegs nach den Wasserstellen ꝛc. erkundigten. Das überließen sie ganz ruhig uns. Außerdem hatte ich auch trotz aller Mühe keine Karte von dieser weiten Strecke bekommen können; so war es denn ein etwas ungemütliches Gefühl, mit dem wir am Dienstag Morgen $^1/_2$5 Uhr uns auf die Reise machten. Mit allen möglichen guten Sachen für diese Tage waren wir übrigens reichlich versehen, denn von drei Seiten hatte man uns liebevoll verproviantiert. Es dauerte erst eine ganze Weile, bis wir alle die Körbe, Kisten u. dgl. im Wagen so geordnet hatten, daß für uns drei Reisende auch noch ein ordentliches Plätzchen übrig blieb.

Zuerst ging der Weg noch im Thale des Olifantflusses weiter. Gegen Mittag setzten wir über den Doornrivier und von da an kamen wir in die öden Steppen des kleinen Namaqualandes. Am Nachmittag kehrten wir bei einem sehr netten holländischen Bauern ein, wo wir sehr freundliche Aufnahme fanden. Sehr erregt waren die Leute über einen Unglücksfall, der in der vorhergehenden Woche einen jungen Bauern betroffen hatte. Derselbe war in seinem eigenen Hause von einer kleinen giftigen Schlange gebissen worden und wohl infolge von unrichtiger Behandlung nach 8 Stunden schon eine Leiche gewesen. Kurz nach Sonnenaufgang erreichten wir glücklich unser Quartier, van Reinsdorf. Der dortige reformierte Pfarrer, den Br. Leipoldt von unserm Kommen benachrichtigt hatte, nahm uns mit großer Liebenswürdigkeit auf, so daß wir uns nach der langen und anstrengenden Fahrt sehr wohl in seinem gastlichen Hause fühlten.

Am andern Morgen sollte es nun sehr früh wieder weiter

gehen. Aber unser Fuhrmann weckte uns doch all zu früh, gegen 2 Uhr. Ich fühlte mich außerdem sehr unwohl und erklärte mich unfähig, die Reise weiter fortzusetzen. Da war guter Rat teuer. Ich nahm meine Medicin, befahl die Sache dem Herrn und legte mich erst noch einmal schlafen. Inzwischen wußten meine lieben Reisegefährten in der That nicht, was sie machen sollten. Sie bereiteten mir im Wagen ein Lager, auf dem ich zur Not liegen konnte. Als ich gegen 7 Uhr wieder wach wurde, fühlte ich mich doch so weit besser, daß ich es wagte, die Reise anzutreten, und zu meiner großen Freude fühlte ich, wie es von Stunde zu Stunde besser wurde. Auch heute hatten wir wieder eine ungeheure Strecke zurückzulegen. Erst abends nach 10 Uhr erreichten wir endlich das einsame und ziemlich elende Wirtshaus New Nest, d. h. Neue Rast, wo wir ein bescheidenes Unterkommen fanden.

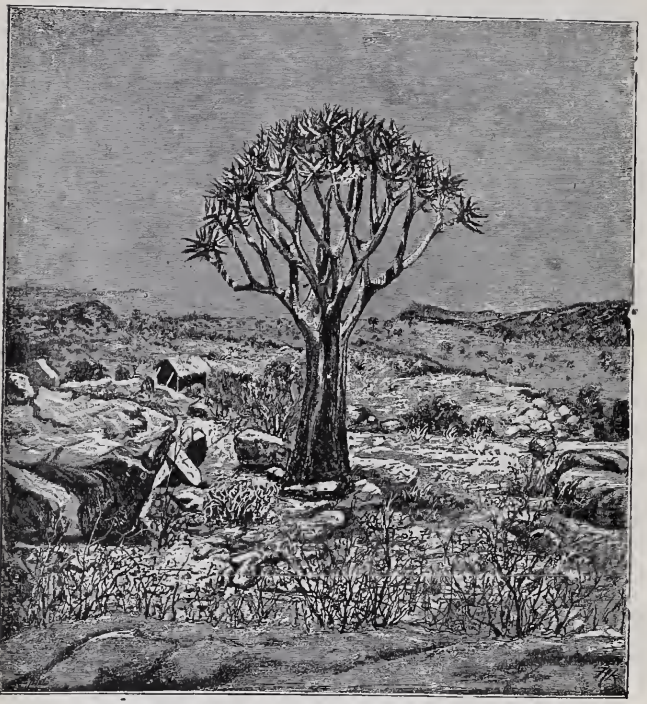
Am folgenden Tage, also dem Donnerstage, hatten wir die längste und schlimmste Tour zu machen. Gleich die erste Strecke war 5—6 Stunde raschen Fahrens lang bis zum ersten Wasser. Dieses Wasser hatte den wenig einladenden Namen Stinkfontein. Und gleichsam zur Rechtfertigung des Namens fanden wir grad ein Schwein in der Quelle, als wir sie erreichten. In dem sehr ärmlichen Bauernhause, das daneben stand, trafen wir einen sehr interessanten Mann, nämlich einen wandernden Schulmeister. Dieser Mann, der ganz gewiß nicht für seinen Beruf vorgebildet war, erzählte uns, daß dies schon seine 58. Stelle sei. Er hatte nämlich die Weise, daß er mit einem oder mehreren Bauern ein Abkommen traf, ihren Kindern in 4—5 Monaten Lesen und Schreiben beizubringen, gegen einen vorher bestimmten Preis, und nachdem das erreicht, zog er weiter. Ich fürchte, ganz viel lernten seine Schüler nicht bei ihm; aber was sollen die armen, so zerstreut wohnenden Bauern machen? Sehr schlimm war es für uns, daß wir nie genau erfahren konnten, wie groß die Entfernungen waren. Jeden Abend passierte es uns, daß wir meinten, wir seien fast am Ziele und dann wollte dasselbe doch immer noch nicht kommen. An diesem Tage war es damit am schlimmsten. Unsre Maulesel waren todmüde und konnten

fast nicht mehr voran, obwohl der Weg überall recht gut und wohlgepflegt war. Es wurde 11, es wurde 12 Uhr, und noch immer wollte das unglückliche Gareis, wo wir übernachten sollten, nicht kommen. Da kam wenigstens ein Haus. Wir hielten es für ein sicheres Zeichen, daß der Ort nun ganz nah sein müsse und fuhren ruhig weiter ohne zu fragen. Aber nun zog sich der Weg noch immer weiter in die Länge. Unsre Fuhrleute erklärten, die Tiere könnten nicht weiter. Nur mit Mühe ließen sie sich überreden, noch ein wenig weiter zu fahren. Es schien mir zu schade, vielleicht ganz knz vor dem Orte zu übernachten, zumal dann unsre armen Esel nichts ordentliches bekommen hätten, jedenfalls kein Wasser. Und wirklich, es war nun doch nicht mehr weit, und um $^1/_2$1 Uhr hielten wir im hellen Mondenscheine mitten auf dem Platze des kleinen Ortes. Natürlich war alles in tiefem Schlafe und wir wußten nicht einmal, wo der Kaufmann wohnte, bei dem man, wie uns gesagt war, übernachten konnte. Aber unsre Verlegenheit sollte nicht lange dauern. Aus einem der nächstgelegenen Häuser kam ein Herr halb angezogen auf den Wagen zu und fragte, ob wir Dr. Schreiber und seine Gefährten seien. Es war der Prediger des Ortes, Herr Conradi, dem Br. Leipoldt gleichfalls Nachricht gegeben hatte und der nun in liebenswürdiger Weise schon alles für uns bereit hielt. Es war ihnen aber die Zeit doch zu lang geworden und so waren sie zur Ruhe gegangen. Zum Glück hatte die Frau Pastor noch wach gelegen, hatte unser Kommen gehört und hatte ihren Mann geweckt. Das war eine Freude für uns, als wir nun so aus aller Verlegenheit herausgerissen und in das gastliche Haus eingeführt wurden. Aber eins mußte ich dem lieben Herrn Pastor noch versprechen, ehe ich mich zur Ruhe begab, so todmüde ich auch war, daß ich nämlich am folgenden Tage, dem Karfreitage, für ihn predigen wolle.

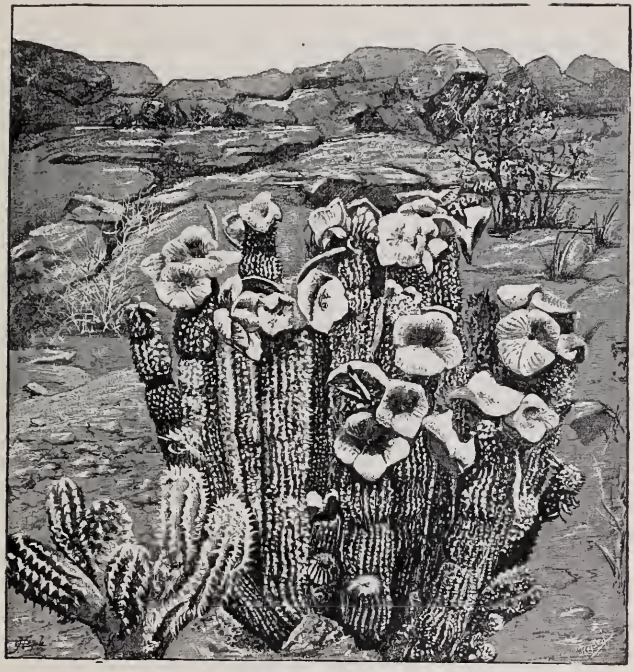
Am andern Morgen erzählte uns der Pastor erst noch eine nette Geschichte. Es war an den Postbeamten des Ortes von unsrem Missionar Dönges aus Concordia die telegraphische Anfrage gekommen, ob „der deutsche Bischof“ schon durchgekommen sei. Kein Mensch wußte etwas von dem deutschen

Bischof, bis unser Gastherr die Vermutung aussprach, daß ich wohl damit gemeint sein würde. Ich hatte nun von dieser neuen und ungewohnten Titulatur noch den Vorteil, daß am andern Morgen die Gemeinde sehr zahlreich zum Gottesdienst kam, um diesen seltenen Vogel zu sehen. Es war mir eine Freude, den Leuten hier von der Liebe unsres Heilandes, der sich für uns in den Tod gegeben, zeugen zu können.

Uebrigens war dies wohl der heißeste Tag, den wir gehabt haben. Der kurze Weg zur Kirche war mir fast zu viel bei dieser sengenden Hitze. Gleich nachher mußten wir auch diesem gastlichen lieben Hause und seinen liebenswürdigen Bewohnern Lebewohl sagen. Es war hohe Zeit, wenn wir unsre Tagesaufgabe noch lösen wollten. Der Weg ging zuerst über einen sehr hohen Berg; darauf lange Zeit durch jetzt allerdings nicht bebautes Kornland, das alles zu der wesleyanischen Missionsstation Lilyfontein gehört. Die Gegend wurde immer wilder. Hier auf dieser Strecke sahen wir auch besonders viele sogenante Kokerbäume, eine höchst sonderbare Pflanze, eine Art Baum mit sehr dickem Stamm, mit Zweigen aber ohne eigentliche Blätter. Ueberhaupt ist das eine Eigentümlichkeit grade der Vegetation im Namalande, daß man so viele Pflanzen sieht, die keine Blätter haben. Blumen giebt es nach dem Regen viel, manche darunter von großer Schönheit. Auch Büsche in allen möglichen Größen giebt es strichweise genug, nur daß sie fast alle ohne Ausnahme reichlich mit Dornen versehen sind. Auffällig sind auch die überaus zahlreichen Vogelnester, von denen man in vielen Gegenden fast an jedem Strauch eine ganze Anzahl hängen sieht. Weiterhin im Norden trafen wir auch vielfach die interessanten Nester der kleinen Webervögel, von denen immer eine große Anzahl, oft hundert und mehr, unter einem großen Dache zusammen angelegt sind. Endlich ging es noch durch eine lange Schlucht und gegen Mitternacht waren wir glücklich am Ziele, in Bowersdorp. Der Ort muß wunderschön liegen mitten zwischen himmelhohen Felsbergen. Wir konnten seine Schönheit aber nur ahnen, da wir sie nur im Mondlicht sahen. Wir kampierten hier im resp. unter dem Wagen, und ehe der



Koker-Baum.



Blühender Kaktus.

Tag graute, waren wir schon wieder auf der Fahrt. Es galt ja heute noch das letzte lange Stück unsres Weges zurückzulegen. In Bowersdorp hatten wir kein andres lebendiges Wesen gesehen oder gehört als einen einsamen Hahn, der uns am Morgen geweckt hatte. Auch an diesem Tage war es furchtbar heiß, namentlich im Brandfluß, wo wir Mittags Rast hielten, brannte die Sonne von den hohen nackten Felsen ganz unbarmherzig herab. Oben darauf saßen die Paviane und sahen uns zu. Wasser für unsre Tiere fanden wir keines; das was wir fanden war so „brak“ (salzig), daß sie es nicht trinken mochten. Von da ging es noch einmal über einen sehr hohen Berg, und dann erreichten wir unsre letzte Wasserstelle vor Springbokfontein, einen Bauernplatz, namens Meßklip. Wir trafen den Bauern, einen älteren, sehr kränklichen Mann, vor seiner Thüre sitzend, und hatten ein längeres Gespräch mit ihm. Zu unsrem großen Schrecken hörten wir aber auch von ihm, daß es von dort bis Springbokfontein nicht, wie wir gemeint hatten, noch eine, sondern drei Stunden weit sei. Wir hatten nämlich schon längst eingesehen, daß uns unsre müden Esel höchstens noch bis dahin würden bringen können. Dort aber hofften wir Wagen von Missionar Dönges vorzufinden, die uns dann noch vollends bis Concordia bringen würden. Auf sein Telegramm hatte ich dem Bruder Dönges ebenfalls telegraphisch geantwortet und die Stunde unsrer Ankunft angezeigt. Nun war es in Meßklip schon ziemlich spät, und lange ehe wir Springbokfontein erreichten, ging die Sonne unter und es wurde bald ganz dunkel. Unsre Esel krochen nur noch so dahin und so kam es, daß wir auf dieser letzten Strecke noch mehr als 4 Stunden zubrachten. Der Ort wollte und wollte nicht kommen. Wir ließen den Wagen zurück und gingen zu Fuß. Endlich gegen $^1/_2$10 war das Ziel erreicht und zu unsrer großen Freude trafen wir auch wirklich die erwarteten Wagen.

Damit hatte es aber noch seine ganz besondere Bewandtnis. Mein Telegramm war nämlich nicht angekommen, sondern infolge eines Mißverständnisses in Springbokfontein liegen geblieben. Bruder Dönges wußte also nicht, wie er daran war. Dennoch

aber sagte er zu seinen Söhnen, sie sollten mit den Wagen uns entgegenfahren und sollten dann dort in Springbokfontein warten, bis der Mond aufginge. Seien wir dann noch nicht da, nun, dann kämen wir offenbar nicht und sie müßten nur unverrichteter Sache heimfahren. Der Mond ging auf und wir waren noch immer nicht da. Die beiden hatten grade hingesandt, daß die Wagen angespannt werden sollten, da kamen wir, also noch so eben zu rechter Zeit! Auch dies betrachteten wir wieder als eine freundliche Fügung unsres Gottes, der uns überhaupt grade in diesen letzten Tagen so sichtlich durchgeholfen hatte. Nachdem wir uns erst ein wenig gestärkt, ging es nun mit den neuen Wagen und frischen Pferden — eine wahre Wohlthat! — die letzten zwei Stunden nach Concordia, das wir endlich gegen Mitternacht erreichten.

So hatten wir also doch noch mit Gottes Hilfe unser Ziel eben noch zur rechten Zeit, vor dem lieben Osterfeste erreicht. Trotz der späten Stunde war fast die ganze Gemeinde versammelt, um uns mit Gesang zu empfangen. Und welch eine Freude hatten die lieben Geschwister Dönges, uns zu sehen! Bruder Dönges war einer von den sehr wenigen unsrer Missionare, den ich noch nicht persönlich kannte.

Concordia macht einen nicht unangenehmen Eindruck. Zwar ist auch hier das Land sehr kahl, von Bäumen oder Sträuchen ist kaum die Rede. Aber dadurch, daß der Platz von niedrigen Felsgebirgen eingefaßt ist, empfindet man das wenig. In der Mitte des Platzes steht das schmucke Kirchlein, das der Missionar aus Gaben der Liebe, die er in der ganzen Kolonie gesammelt hat, erbaute, und rund herum zerstreut liegen die Hütten und Häuser der Gemeindeglieder. Seit einigen Jahren sind die hiesigen Kupferminen auch wieder in regem Betrieb und geben den Leuten Arbeit und Verdienst. Die Gemeinde ist nur klein und dabei ziemlich arm, aber sie unterhält sich trotzdem selbst und that nun noch ein übriges. Sie hatte nämlich auf Anregung des Missionars unter sich selbst eine Extragabe für unsre Mission gesammelt, £ 53, also 1060 Mark, die sie mir

Kirche in Concordia.

bei meiner Anwesenheit überreichten. Wahrlich eine große Gabe von einer armen Gemeinde von ca. 400 Seelen!

Es war ein gesegneter Tag, den wir dort verlebten! Am Morgen hatte ich natürlich zu predigen; hier ging es noch im Holländischen; und darnach fand die Feier des heiligen Abendmahls statt, an dem auch wir drei teilnahmen. Nachmittags mußte ich wieder die Kanzel besteigen, und dann hatten wir abends noch eine schöne Feier, bei der Gesänge des Gemeindechores mit kurzen Ansprachen abwechselten. Auch den zweiten Festtag, der eigentlich dort nicht gefeiert wird, wollten sich die Leutchen diesmal nicht entgehen lassen. Morgens mußte ich noch einmal predigen und abends hielten wir dann in gewohnter Weise Missionsstunde. Zwischen den Gottesdiensten hatten wir schon an diesen beiden Tagen in der Gemeinde Besuche gemacht und das wurde dann am Dienstag fortgesetzt; außerdem wurde an diesem Tage die Schule inspiziert und ebenso auch die kleine höhere Schule, die der Sohn des Missionars, ein geprüfter Lehrer, hält; beide Schulen waren in recht gutem Stande. Auch versammelten wir den „Raad", wie man hier sagt, den Gemeindevorstand, um mit ihm die Angelegenheiten der Station zu besprechen.

Hier und ebenso auf Steinkopf gab es nämlich sehr wichtige äußere Dinge zu besprechen. Diese beiden Gemeinden sind seit langen, langen Jahren im Besitz einer ganz ungeheuren Länderstrecke, viele Quadratmeilen groß; freilich meist ganz unbrauchbares steiniges Land. Aber dies ganze Gebiet ist den Farbigen von der englischen Regierung, die seit etwa 40 Jahren das Land unter ihr Regiment genommen hat, noch nicht als festes Eigentum, sondern nur vorläufig zum Gebrauch überlassen worden. Die abschließende Regelung der Angelegenheit stieß früher immer auf die Schwierigkeit, daß dazu erst das Land hätte vermessen werden müssen, und das hätte ganz furchtbar große Kosten gemacht, über 100 000 Mark, eine Summe, die die Leute nicht bezahlen konnten. Nun soll aber die Sache jetzt endgültig vom Parlament am Kap geregelt werden. Vor einigen Jahren hatte ein dortiger englischer Beamter einen sehr guten

und für die Leute sehr vorteilhaften Plan ausgearbeitet; den haben sie aber damals leider nicht angenommen. Nun war es sehr schwer, den Leuten in dieser Angelegenheit einen Rat zu geben. Ich habe ihnen vor allen Dingen nur auseinander zu setzen gesucht, daß sie sich auf alle Fälle der Entscheidung der Regierung zu unterwerfen hätten. Daneben habe ich gethan, was ich konnte, namentlich bei einigen Herren aus dem Parlament, um wo möglich eine solche Regelung der Sache zu erlangen, daß die Leute und also auch unsere Missionsarbeit unter ihnen keinen Schaden leidet. Ob es damit gelingt, muß man abwarten, ich hoffe es aber sehr.

Am Mittwoch den 28. März mußten wir auch hier Abschied nehmen. Wir fuhren früh mit den Pferdekarren wieder zurück nach Ukiep, dem andern Orte, wo Kupferminen bearbeitet werden. Von dort geht nämlich eine kleine Eisenbahn zuerst nach Steinkopf, unsrer andren und ältesten Station im Klein Namaqualande, und von dort dann weiter zu dem Hafenplatze, Port Nolloth. Diese Bahn ist freilich nur Privatbahn, für den Transport des Kupfererzes, aber aus besonderer Freundlichkeit befördert sie auch einzelne Passagiere. So war auch uns in sehr entgegenkommender Weise ein Extra-Wagen zur Verfügung gestellt. Mit demselben fuhren wir in 4 Stunden von Ukiep bis Steinkopf. Freilich sehr schnell ging es nicht. An einer Stelle, wo die Steigung zu groß ist, ließ die Lokomotive sogar erst die eine Hälfte des Zuges stehen, brachte die andre Hälfte hinauf und holte uns dann nach. Immerhin aber waren wir sehr dankbar, so bequem und schnell reisen zu können. Gegen Mittag langten wir auf dem Bahnhofe in Steinkopf an. Missionar Kling, der erst seit wenigen Monaten von Barmen abgereist war und sich nun nicht wenig freute, mich hier wieder zu sehen, empfing uns mit der Schuljugend und geleitete uns mit Gesang zur Station. Steinkopf macht seinem Namen alle Ehre: es ist ein schrecklich kahler, steiniger Platz. Das einzige Grün bietet der Missionsgarten mit seinen Feigenbäumen dar. Seit 50 Jahren hat hier unser Missionar Brecher gearbeitet. Derselbe ist aber nun zu alt geworden, um noch länger der

großen Gemeinde vorzustehen und so haben wir ihn pensioniert und den jungen Bruder Kling als seinen Nachfolger hingesandt. Freilich wurde es dem alten Bruder furchtbar schwer, sein Amt niederzulegen, doch konnten wir während unsrer Anwesenheit dort diese Sache in Ordnung bringen. Es freute mich sehr, daß mir der alte Bruder zum Schluß auftrug, der Deputation in Barmen seinen herzlichen Dank auszusprechen dafür, daß wir ihm diesen jungen eifrigen Bruder als Nachfolger zugesandt hätten. In der That hat der junge Bruder mit großem Eifer seine Arbeit angetreten, und daß er schon viel Liebe in der Gemeinde erworben hatte, das konnte ich zu meiner Freude wahrnehmen. Wir blieben hier bis über den Sonntag. Es gab eben mancherlei zu verhandeln, sowohl wegen Uebertragung des Amtes auf den Missionar, als auch wegen der Landangelegenheit. Außerdem kam auch der Missionar Schröder von Kommaggas hierher. Derselbe hatte nicht gewünscht, daß ich seine Station selbst besuchte, wie meine Absicht gewesen war. Er wollte lieber mit mir hier in Steinkopf verhandeln. Derselbe hat inzwischen seinen Abschied genommen und auch dort wird noch in diesem Jahre ein junger Bruder eintreten.

Die Schule in Steinkopf hat mit ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die Leute ziehen nämlich alle Jahre für etwa 7 Monate von der Station fort, teils ins Weideseld, teils zu ihren Kornländereien. So lange muß also auch die Schule Ferien machen, da begreift man, daß die Leistungen der Kinder nicht groß sein können. Hier traf ich auch den alten treuen Gehülfen Frederik Hein, der von seiner Station Richtersveld herübergekommen war, um mich zu begrüßen. Gar zu gerne hätte ich ihn dort selbst besucht, aber der Ort liegt zu sehr aus dem Wege; es hätte fast 8 Tage gekostet, um Richtersveld zu erreichen. Aber gefreut habe ich mich sehr, diesen alten lieben Mann nun doch auch persönlich kennen zu lernen. Ich gab ihm als Andenken für seine Gemeinde eine schöne holländische Bibel mit. Ich hatte mir nämlich für alle Gemeinden, die ich besuchte, schöne holländische Bibeln mitgenommen, die mir von der holländischen Bibelgesellschaft freundlichst geschenkt worden

waren. Ueberall, wo die Leute Holländisch verstanden, ließ ich nun eine solche Bibel zurück und schrieb vorne den Spruch hinein, über welchen ich dort gepredigt hatte. Am Sonntag hielt der alte Bruder Brecher seine Abschiedspredigt. Natürlich mußte ich auch zweimal die Kanzel besteigen. Auch alle die andern Brüder, die dort waren, redeten an diesem Tage. Es war nämlich noch der Missionar von Warmbad, Wandres, gekommen, um mich abzuholen, und hatte auch die nötigen Ochsen mitgebracht für uns. Denn von nun an sollte ja die Reise mit dem bekannten afrikanischen Ochsenwagen ihren Anfang nehmen.

Mit unsrem dafür bestimmten Wagen hatte es auch seine ganz besondere Bewandtnis gehabt; derselbe war in Elberfeld gebaut. Es ist dies schon der dritte Wagen, den wir für Afrika in Deutschland haben machen lassen. Das ist etwas billiger und wir glauben auch, daß diese Wagen besser sind, oder wenigstens mit der Zeit hier besser gemacht werden können. Nun aber war ich etwas früher auf die Reise gegangen, als eigentlich die Absicht gewesen war. Infolge dessen hatte die Fertigstellung des Wagens übereilt werden müssen und er war schließlich unangestrichen abgeschickt worden. Er ging aber direkt von Hamburg nach dem Kap, also nicht mit demselben Schiff wie wir, und kam dort einige Tage nach uns an. Aber es war eine sehr unangenehme Nachricht, die wir unterwegs über den Wagen erhielten: es fehlten drei Stücke und man wußte nicht genau, was das sei und ob es möglich sein würde, dieselben zu ersetzen. Das was da war, wurde einfach nach Steinkopf vorausgesandt, über See, dort sollte der Wagen zusammengesetzt und angestrichen werden. So waren wir während der letzten 5 Wochen in nicht geringer Spannung gewesen, ob wir dort einen fertigen und also brauchbaren Wagen finden würden oder nicht. Nun, Gottlob, als wir ankamen, stand der Wagen fertig da und auch der Anstrich war fast vollendet. Die drei fehlenden Stücke, die, wie sich inzwischen herausgestellt, aus Versehen nach Natal gegangen waren, hatten sich ersetzen lassen oder vielmehr, wir konnten sie noch selbst z. T. zusammen bringen. Aber unglücklicherweise hatte der Wagen fast 14 Tage unangestrichen

in der schrecklichen Sonnenhitze im Freien stehen müssen, kein Wunder, daß da das Holz, besonders an den Rädern, tüchtige Sprünge bekommen hatte.

Aber nun war dieser Wagen in vielen Dingen ganz anders, als die dort in Afrika gebauten Wagen, und der alte Bruder Brecher gab sich viele Mühe, um mir zu beweisen, daß dieser Wagen ganz unbrauchbar sei. Ich könne von Glück sagen, wenn ich mit demselben auch nur die erste Missionsstation im Namalande erreiche, um ihn dann dort gleich reparieren zu lassen. Ich ließ mich aber dadurch nicht im mindesten bange machen; ich erwiderte ihm, ich wisse wohl, daß vieles an dem Wagen anders sei, aber ich wisse auch ganz bestimmt, daß alle diese Aenderungen von Leuten gemacht worden seien, die genau gewußt hätten, was sie thaten, und die außerdem auch sehr genau mit Afrika und afrikanischen Reisen Bescheid wüßten. Und mein gutes Vertrauen in den Wagen ist Gottlob nicht beschämt worden, derselbe hat sich auf der ganzen, 90 Tage dauernden Reise sehr gut bewährt, ja er hat sogar allgemeine Anerkennung gefunden, selbst bei den Brüdern, die am meisten von der Wagenmacherei verstehen.

Hier in Steinkopf mußte ich mich nun auch von unsrem lieben Reisegefährten Missionar Eich verabschieden. Ich that das mit schwerem Herzen, denn er war mir ein äußerst angenehmer und lieber Kamerad gewesen, und am liebsten hätte ich ihn für die ganze Reise bei mir behalten, aber so lange durfte ich ihn nicht ohne zwingende Gründe von seiner Frau und von seiner Arbeit fern halten. So ging er denn von hier aus über See wieder nach dem Kap und nach seiner Station, Sarepta, zurück.

II. Reise durchs Groß-Namaland.

In einem südafrikanischen Schullesebuch las ich unterwegs eine Beschreibung über dieses Land. Da hieß es, wenn man über den Oranjefluß, oder wie man dort sagt, über den Groß-fluß gehe, das sei so viel als ob man aus der Zeit in die Ewigkeit träte. Hier werde nicht mehr nach Tagen oder Wochen, sondern nach Monaten gerechnet. In der That hatte ich es für unsre Reise auch in etwa so gemacht. Für die Reise von Steinkopf durchs Nama- und Herero-Land bis zur Walfischbai waren drei Monate gerechnet. Bis Anfang Juli mußte ich dort sein, dann sollte von dort das kleine Dampfschiff, der „Nautilus" abfahren. Da dasselbe nur alle 5 Wochen einmal diese Tour macht, so kam für uns sehr viel darauf an, dort nicht zu spät zu kommen, aber freilich, wer konnte das garantieren, daß wir dort rechtzeitig eintreffen würden? Eine unsrer Missionarinnen hatte mir schon nach Deutschland geschrieben, ich müßte mir außer einem tüchtigen Beutel voll Geld für die Reise in Afrika, einen großen Sack voll Geduld mitbringen. Von den verschiedensten Seiten war mir versichert worden, ich dürfe doch ja nicht darauf rechnen, daß ich meinen ganzen Reiseplan wirklich genau so werde ausführen können, wie ich das vor hatte. Afrika sei eben ein ganz besonderes Land, wo man sich auf allerlei unangenehme Ueberraschungen gefaßt machen müsse. Jan stap zoetjes, zu deutsch: Johann geh langsam, der afrikanische Ochse, sei ein eigenartiges Tier, der einem böse Streiche spielen könne. Trotz alledem und alledem gingen wir mit gutem Mut auf diese lange Reise, im Vertrauen auf den Herrn, der uns bis dahin schon so wunderbar geholfen. Wir hatten natürlich einen bestimmten Termin angegeben für die beiden Konferenzen sowohl im Namalande

als im Hererolande, und waren jedenfalls entschlossen, unser bestes zu thun, um auch rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Am Montag, den 2. April, brachen wir von Steinkopf auf. Der Wagen war mit allem nötigen für eine solch lange Reise wohl versehen, wie wir meinten. Da waren Kessel und Pfannen, Tassen und Teller, Messer und Gabel und Löffel, Beil und Säge, Hammer und Nägel, Laterne und Lichter, Schwefelhölzer in Menge, Tonnen mit Trinkwasser, Reis und Kaffee und Zucker, Salz und Seife, und wer weiß was noch alles. Hintennach stellte sich allerdings heraus, daß doch noch einige Dinge fehlten, z. B. ein Spaten, um das Wasser aufzugraben und ein Eimer, um es zu schöpfen, doch es ging auch zur Not ohne beides. Bruder Wandres hatte für unsren Wagen 18 gute Ochsen mitgebracht. Die gleiche Anzahl hatte er vor seinem Wagen, auf dem er seinen ganzen Jahresbedarf an Reis, Zucker, Kaffee, Mehl ꝛc. mitnahm. Wer noch nicht in Südafrika gereist ist, der begreift nicht, wozu denn eine so große Anzahl Ochsen nötig sind, aber wenn man es selbst gesehen hat, wie schwer der Wagen durch den tiefen Sand, zumal wenn es dabei berauf geht, fortzubewegen ist, der findet das gar nicht zu viel. Am allermeisten aber versteht man, warum eine solch lange Reihe Ochsen nötig sind, wenn es einen der steilen Abhänge hinauf geht, so steil, daß man hier zu Lande wahrlich nicht daran denken würde, da mit einem schweren Lastwagen hinaufzufahren. Aber während nun der Wagen noch kaum am Fuße des Abhanges angekommen ist, sind die ersten beiden Joch Ochsen schon oben wieder auf ebenem Grund angelangt — das ganze Gespann ist ja an 100 Fuß lang — und können also nun mit voller Kraft anziehen.

Doch ich muß wohl die ganze Art des Fahrens mit dem Ochsenwagen noch etwas näher beschreiben. Der außerordentlich fest und solide gebaute Wagen, der oben mit einem Dach von starkem Segeltuch bedeckt ist, hat vorn an seiner Deichsel einen sehr langen Strick oder Kette. An diesem Strick oder Kette sind in entsprechenden Abständen etwa 5 Fuß lange Joche be-

Unser Ochsenwagen.

festigt. An jedes dieser Joche werden zwei Ochsen gespannt und zwar vermittelst zweier Jochscheite, die sich zu beiden Seiten des Kopfes befinden und mit Lederriemen, welche unter dem Halse hergezogen werden, befestigt sind. Es ist immer eine ganze Geschichte, solche 16—18 Ochsen anzuspannen. Das dauert für gewöhnlich fast eine halbe Stunde. Zuerst müssen die Tiere von der Weide zusammen getrieben und alle in eine Reihe gebracht werden, was schon nicht ohne manchen festen Hieb abgeht. Während nun einer oder zwei hinter ihnen stehen und aufpassen, daß keiner entflieht, werden ihnen von einem andern von vorn je ein Lederriemen um die Hörner geschlungen, damit man sie regieren kann. Darauf müssen sie erst alle in richtige Reihenfolge gebracht werden. Dabei wird ein jeder bei seinem besonderen Namen gerufen, Krummfisch, Plattfisch, Seeland, Hartmann u. s. w. Die Tiere, namentlich die, welche schon gut eingefahren sind, hören gut auf ihre Namen, die ihnen auch beim Fahren, so oft sie träge werden wollen, unaufhörlich in die Ohren gerufen werden, natürlich immer begleitet von einem kräftigen Hieb mit der ungeheuer langen Peitsche. Stehen nun endlich alle Ochsen in der rechten Ordnung da, so werden sie also unter das Joch gebracht, wobei wieder die altgewöhnten Tiere sehr willig und folgsam sind, während das junge Zeug, wie die Leute sagen, erst mit tüchtigen Hieben zur Vernunft und Gehorsam gebracht werden muß. Dabei macht es gewöhnlich noch besondre Not, bis ein jeder Ochse auch auf der richtigen Seite von der Kette steht. Endlich ist alles „klaar“ und nun ertönt das Hauptwort der Ochsenwagenfahrt „Trek!“ Sind die Ochsen gut eingefahren, so ziehen sie alle zusammen gleichmäßig an und der Wagen geht leicht und glatt voran. Es geht ja nun freilich in der Regel nur im Schritt, aber auch dann geht es doch gar nicht so langsam, wie man bald merkt, wenn man zu Fuß neben her geht. Zuweilen setzen sich die Tiere aber auch in einen ordentlichen Trab, zumal wenn es der Heimat oder dem Wasser zugeht.

Nach 2—3 Stunden wird gewöhnlich Halt gemacht. Man nennt ein solches Ende einen Schoft. Dann werden die Ochsen

ausgespannt, damit sie grasen können. Und auch die Menschen sind dann eifrig beschäftigt, für ihre Kost zu sorgen. Unter allen Umständen wird aber an jeder Haltestelle alsbald ein tüchtiges Feuer angemacht, für welches in Afrika kaum irgendwo das nötige dürre Holz fehlt. Je nachdem wird dann in aller Eile entweder Kaffee gekocht, oder das Mittag- oder Abendessen bereitet. Einiges Schlachtvieh muß man für eine längere Reise mitnehmen, außerdem wird unterwegs zuweilen ein Stück Wild erlegt. Gewöhnlich wird $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden gerastet und dann wieder eingespannt. So geht es den ganzen Tag und nicht selten auch einen großen Teil der Nacht weiter. Nachts zu fahren ist, namentlich beim Mondenschein, bedeutend angenehmer als am Tage, und die Ochsen ziehen in der Regel in der kühlen Nacht weit besser. Als Regel gilt noch, daß sowohl beim Sonnenaufgang als -Untergang die Ochsen nicht im Joch sein dürfen. Man sagt, daß sie dadurch sonst besonders matt würden.

Es war für uns sehr angenehm, daß wir zunächst an dem Bruder Wandres einen erfahrenen Reisegefährten hatten, der mit allem sehr gut Bescheid wußte, die Leute richtig zu behandeln verstand und namentlich den ganzen Weg fast unglaublich genau kannte, jede böse Stelle, fast jeden größeren Stein, den wir passiren mußten. Denn an beiden fehlt es hier nicht. Es geschieht zur Ausbesserung der Wege bis jetzt verzweifelt wenig und so giebt es manchen bösen Stoß unterwegs, daß man manchmal nicht weiß, wie man es aushalten soll. Uebrigens merkte ich doch bald, daß das Fahren im Ochsenwagen mich längst nicht so anstrengte, wie in der Pferdekarre. Es geht eben so viel langsamer und gemütlicher. Zu jedem Wagen gehören drei Leute: ein Fuhrmann, der mit seiner langen Peitsche vorn auf der Vorkiste, also auf dem Bocke des Wagens sitzt; ein Leiter, der vorn, das Strick in der Hand, die Ochsen den rechten Weg führt, wo das nötig ist, sonst aber auch irgendwo vorn auf dem Wagen seinen Platz findet, und drittens noch ein Junge, der das Schlachtvieh antreiben muß und beim Aus- und Anspannen unentbehrlich ist. Da nun in Afrika überall die Löhne recht

hoch sind und man die Kost für diese Leute mit sich führen muß, außer dem Fleisch alles importierte Sachen, so sieht man leicht ein, daß das Reisen mit einem Ochsenwagen wahrlich keine billige Sache ist. Wenn man die Ochsen dazu mieten muß, so wird man kaum per Tag weniger als 20—25 Mark gebrauchen. Glücklicherweise haben wir auf der ganzen Reise niemals für unsre Ochsen etwas zu bezahlen brauchen. Dafür haben überall die lieben Missionare aufs Beste gesorgt.

Alle diese Dinge waren mir natürlich noch ganz neu und unbekannt, als sich unser Wagen um $^1/_2$10 Uhr morgens in Steinkopf in Bewegung setzte. Bruder Kling wollte uns noch einen Tag das Geleite geben. Es war ihm sehr darum zu thun, uns noch einen bestimmten Platz, Henkries, zu zeigen, der allerdings für den Bestand und die Zukunft der Gemeinde wohl große Bedeutung hat. Außerdem geleiteten uns auch die Schulkinder noch ein gut Stück Weges, indem sie hinter dem Wagen hergingen und unermüdlich ein Lied nach dem andern anstimmten. Endlich mußten sie aber umkehren und verabschiedeten sich von uns wie üblich mit Händedruck.

Unser Weg führte uns an diesem ersten Tage ins sogenannte Buschmannsland, eine sehr flache Gegend, wo jetzt nach dem Regen gutes Gras zu finden war. Br. Kling ritt uns immer voraus, unser Wagen folgte dann bedächtig nach. Nachdem wir in drei Schoften 7 Stunden zurückgelegt hatten, wurde also zum ersten Male im Felde Nachtquartier gemacht. Im Wagen befindet sich auf einem Rahmen, über den Lederriemen gespannt sind, die Schlafstelle. Wenn dann vorn und hinten das Segeltuch herabgelassen ist, so hat man einen leidlich gut abgeschlossenen Schlafraum. Freilich wird es allmählich doch recht kalt in demselben. Wir haben hernach, als es nachts oft tüchtig fror, die Kälte doch manchmal sehr übel empfunden.

Am andern Morgen waren wir um 4 Uhr schon wieder auf der Fahrt. Im Fahren weiter zu schlafen versuchte ich zwar, doch wollte mir das nicht gelingen. Ich habe darum von da an immer lieber gleich früh mich aufgemacht und dann im Sitzen die Stöße besser vertragen können. Als wir nach $2^1/_2$

Stunden zum ersten Mal ausspannten, sahen wir eine Anzahl Springböcke, und dazu einen Luchs, der auf sie Jagd machte; doch gelang es meinem Schwager nicht, hier schon etwas zu erlegen. Von dort aus sollten wir nun mit einem Wagen einen kleinen Abstecher machen, um Henkries zu besuchen. Das Gefährt war schon zur Stelle und so traten wir denn sofort diese kleine Reise an. Nach $1^1/_2$ Stunden erreichten wir Henkries. Es ist allerdings für dortige Verhältnisse ein sehr guter Platz und ließen sich wahrscheinlich dort sehr viele Gärten anlegen. Aber auch wegen dieses Platzes ist noch die Frage, ob er den Farbigen gelassen werden wird. Auf einem andren Wege holten wir den Ochsenwagen wieder ein, der inzwischen weitergefahren war. Unsre armen Maulesel hatten ihre liebe Not, um uns durch den tiefen Sand im Trab durchzubringen. Am Wagen angekommen, verabschiedeten wir uns von Bruder Kling. Derselbe wollte die Nacht dort bei den Leuten bleiben und dann am andern Morgen heimreiten. Wir baten ihn noch sehr, doch nicht allein zu gehen, sondern einen Eingebornen mit sich zu nehmen. Wie wir hernach hörten, hat er es doch gewagt und ist allein gegangen, wäre aber dabei fast in großes Unglück geraten, da er in dem menschenleeren Lande den Weg verfehlte und ratlos herumirrte. Zum Glück fand ihn ein Nama, der ihn dann zurecht wies.

Wir hatten an diesem zweiten Tage eine böse Stelle zu passieren, nämlich eine lange, sehr sandige Anhöhe zu ersteigen, auf der oft genug die Wagen stecken bleiben; doch ging alles gut, und wir kamen abends an der richtigen Haltestelle zwischen hohen Bergen an. Von dort erreichten wir am folgenden Morgen in kurzer Zeit den Großfluß (Oranjefluß).

Hier galt es nun eine rechte Geduldsprobe zu bestehen, auf die wir uns allerdings schon gefaßt gemacht hatten. Der Fluß ist nicht so sehr breit, etwa halb so breit wie der Rhein bei Köln. Zwischen hohen Felsbergen wälzt er sein immer sehr trübes, gelbes Wasser dahin. An beiden Ufern stehen schöne Bäume. Aber leider ist für das Ueberseßen sehr schlecht gesorgt. Ein größeres Fahrzeug, das allerdings jetzt von einer englischen

Gesellschaft, dem Kharas Koma Syndikat, angeschafft ist, wird noch nicht benutzt, sondern das Uebersetzen geschieht mittelst eines kleinen Kahnes, auf dem kein Ochsenwagen in einem Stück übergesetzt werden kann. So müssen also alle Wagen abgeladen und auseinandergenommen und dann die einzelnen Teile hinübergebracht werden. Dies letztere nimmt nun natürlich furchtbar viel Zeit in Anspruch und außerdem ist es eine sehr ängstliche Sache, namentlich wenn das Oberteil des Wagens, das nicht weiter zerlegt werden kann, nun auf dem kleinen Kahne liegend, und unterwegs höchst bedenklich hin- und herschwankend, hinübergefahren wird. Genau 12 Stunden, von morgens 7 bis abends 7 Uhr dauerte es, ehe der Wagen glücklich drüben wieder fertig zur Weiterreise dastand. Natürlich ist auch der Fährlohn ein sehr bedeutender.

Beim Weiterfahren am Abend begegneten wir noch einem andern Ochsenwagen, und konnten hier uns gleich eine gute Vorstellung machen, was auch uns sehr leicht einmal passieren könnte. Diesem Wagen waren nämlich die Ochsen fortgelaufen. Am Abend des folgenden Tages begegneten wir den Leuten, welche diese Ochsen endlich wiedergefunden hatten. Das bedeutete also für die armen Insassen des Wagens einen Aufenthalt von mindestens 2 ganzen Tagen! Wir hatten übrigens noch den ganzen folgenden Tag und dann noch am Freitag bis nachmittags 4 Uhr zu fahren, ehe wir endlich Warmbad erreichten. Auf unsrer letzten Haltestelle, Aluris fontein, hatten wir Gelegenheit gehabt, die Stationsherde von Warmbad in Augenschein zu nehmen.

Warmbad, die erste unsrer Stationen in Deutsch-Südwestafrika, die ich zu sehen bekam, liegt auf einer ziemlich kahlen Fläche, von einzelnen mäßig hohen Bergen oder kopjes, wie man dort sagt, umgeben. Die Kirche, die bis jetzt die stattlichste im Lande war, ist schon von weither sichtbar, aber ehe man den Ort erreicht, muß man erst noch einen großen Umweg machen. Wir wurden bei unsrem Einzuge aufs feierlichste mit Gesang der Christen, Geläut der Glocken und Gewehrschüssen, wie das Landessitte ist, empfangen. In der Frau Missionar Wandres

und ebenso in dem Herrn Gibson, dem Leiter der oben genannten englischen Gesellschaft, begrüßte ich alte Bekannte. Außer den Namachristen kamen auch noch eine Anzahl holländischer Bauern mich zu begrüßen. Ich dankte Gott, daß wir das erste Stück unsrer Ochsenwagenfahrt so gut zurückgelegt hatten, und hatte nun guten Mut, daß ich auch wohl alles weitere würde aushalten können.

Am 6. April waren wir hier angekommen; bis zum 11. konnten wir bleiben, da galt es nun erst zu überlegen, wie wir diese Tage am besten ausnutzen könnten. Unser erster Besuch galt dem Häuptling David Christian. Wenn wir aber irgend welche Zeichen seiner fürstlichen Würde erwartet hatten, so wurden wir arg enttäuscht. Seine Majestät war nicht anders oder besser bekleidet, wie die andren Hottentotten auch. Er empfing uns draußen vor seiner Hütte, weil dieselbe gerade neu gedeckt wurde, eine Arbeit, die, wie auch das Hausbauen, den Frauen zufällt. Neben dem Stuhl, auf dem er saß, wurden in einem großen Kessel Heuschrecken geröstet, die ein beliebtes Mahl der Namas bilden. Hier in Warmbad hatten wir auch Gelegenheit, uns photographieren zu lassen, in unsrer Reisetracht, sitzend vor einem Pontok der Eingebornen.

Die Leute in diesem Teile des Landes, die sogenannten Boudelzwaarts, gehören zu den eigentlichen Hottentotten. Sie sind ja auf den ersten Anblick wirklich abschreckend häßlich, mit ihrem runzeligen Gesicht, fast ohne Nase, starken Backenknochen und starken afrikanischen Lippen, aber allmählich gewöhnt man sich daran und findet manche unter ihnen sogar ganz hübsch, wenigstens sehr interessant. Die Hautfarbe ist ein schmutziges Gelb. Besonders auffällig ist der Wuchs der Frauen, der stark an die Gestalt eines Straußes erinnert. Die Frauen haben übrigens einen merkwürdigen Gang und eine große Grandezza. Geistig sind die Hottentotten, abgesehen vom Rechnen, wofür sie sehr schlecht begabt sind, sehr angeregt und empfänglich. Aber allerdings macht ihre Trägheit und ihre Unbeständigkeit, verbunden mit ihrer sehr starken Genußsucht und Putzsucht, den Missionaren viel zu schaffen. Von regelrechter Arbeit wollen

Die beiden Reisenden in Warmbad.

die meisten von ihnen wenig wissen, ja, sie weisen sogar wohl auf ihre kleinen zierlichen Hände und Füße hin und sagen, der liebe Gott hätte sie offenbar nicht zum Arbeiten geschaffen. Wenn es den Missionaren nicht gelingt, sie hierin eines andern zu belehren, dann muß man für die Zukunft dieses interessanten Volkes sehr besorgt sein. Es ist eben auch für sie jetzt eine neue Zeit angebrochen, wo es nicht möglich sein wird, im alten Schlendrian weiter fortzuleben. Sie selbst sägen außerdem eifrig den Ast ab, auf dem sie sitzen, indem sie jetzt ihr Land an Weiße verkaufen, ebenso wie sie schon früher ihren Herdenbesitz für allerlei europäischen Flitter und Branntwein und Kaffee dahin gegeben haben. Ein Umstand, der mir noch Hoffnung für die Leute giebt, ist dies, daß man leicht bemerken kann, wie gerade diejenigen unter ihnen, die längere Zeit in der Kapkolonie, also unter europäischem Einfluß und Zucht gestanden haben, doch wesentlich anders sind und sich auch arbeitsamer zeigen als die übrigen. In einer Beziehung hatte ich von den Leuten eine falsche Vorstellung gehabt, nämlich was ihre Sprache anbetrifft; dieselbe ist ja bekanntlich eine sehr eigentümliche, reich an Schnalzlauten, die jedem Fremden ungeheure Not und Mühe machen. Nun wußte ich, daß die Leute durchaus keine Bücher in ihrer eigenen Sprache kaufen und hatte daraus geschlossen, daß sie überhaupt eine größere Neigung zur holländischen Sprache hätten, von denen die meisten von ihnen etwas verstehen und in der sie auch gern Bücher kaufen. Aber zu meiner Verwunderung fand ich, daß sie doch sehr an ihrer eigenen Sprache hängen, die Abneigung gegen die Bücher in ihrer eigenen Sprache muß also einen andern Grund haben, vielleicht den, daß sich diese Sprache mit ihren Schnalzlauten eben nur unvollkommen mit unsren Buchstaben wiedergeben läßt.

Meine Predigt am Sonntag mußte natürlich auch für die Leute durch einen Nama gedolmetscht werden; der Mann machte seine Sache sehr gut, wie mir Bruder Wandres sagte; dieser selbst predigte am Nachmittag ohne Dolmetsch in Nama. Das ist auch ein großer Fortschritt, den unsre Arbeit unter diesem Volke in den letzten Jahren gemacht hat, daß unsre Missionare

jetzt fast alle in der Landessprache predigen können. Von den holländischen Bauern, von denen manche schon recht lange im Lande sind, kann, so viel ich weiß, wohl kein einziger etwas von der Namasprache.

Im übrigen wurde meine Zeit hier ebenso wie auf den andern Stationen verwendet, die Schule wurde inspiciert, die Leute in ihren Häusern besucht, wobei mir allerdings die Unkenntnis ihrer Sprache sehr hinderlich war; mit den Aeltesten hatte ich eine lange Unterredung, wobei ich sie unter andern auch darauf hinwies, daß es nun, nach mehr als 50jähriger Missionsarbeit hier am Platze, an der Zeit sei, daß sie anfingen, dem Beispiel der Gemeinden in der Kapkolonie nachzufolgen und für ihren eigenen Unterhalt von Kirche und Schule zu sorgen. Das schien ihnen denn auch einzuleuchten. Auch diejenigen, die im Tauf- und Konfirmanden-Unterricht waren, sah ich und richtete ein ernstes Wort an sie, vor allem bezugnehmend auf die Unbeständigkeit so mancher, die vor ihnen in die Gemeinde aufgenommen seien. Ich habe die feste Hoffnung, nicht nur, daß alles, was vom Namavolke noch übrig geblieben ist, bald in unsren Gemeinden aufgenommen sein wird, sondern auch, daß diese Gemeinden sich in nicht allzu ferner Zukunft wirklich selbst unterhalten werden.

Mein Schwager bekam in diesen Tagen ganz plötzlich einen heftigen Anfall von Hexenschuß, und ich dann auch wenigstens etwas davon, wohl infolge von Erkältung. Bruder Wandres nahm ihn gleich tüchtig in die Kur mit ein paar regelrechten Dampfbädern, wofür er die nötige Einrichtung bei der Hand hatte. Das half wenigstens so viel, daß er mit weiterreisen konnte; aber ganz verlassen haben ihn die Schmerzen eigentlich auf der ganzen weiteren Reise nicht.

Mittwoch, den 10. April, wollten wir nun aufbrechen, und zwar wollte Missionar Wandres mit seiner Frau und drei kleinen Kindern mit uns reisen bis Berseba, wo die Konferenz stattfinden sollte. Das will aber was heißen, solch ein Aufbruch mit der ganzen Familie, zumal wenn der Missionar auf etwas längere Zeit die Station zu verlassen gedenkt!

Da muß erstlich alles für die lange Reise zusammen gebracht werden; außerdem will die Station für die Zeit der Abwesenheit wohl versorgt und versehen sein; dazu aber kommen dann gerade im letzten Augenblick noch die Leute mit allen möglichen kleinen Angelegenheiten und Wünschen, daß einem Missionar zuletzt wohl der Geduldsfaden reißen könnte. Endlich, mittags um 2 Uhr, waren wir so weit, daß wir aufbrechen konnten, mit unsren zwei Spann Ochsen, außerdem 5 Kühen nebst Kälbern, denn die Kinder mußten unterwegs doch ihre Milch haben; dazu 6 Schafe und Ziegen zum Schlachten, und 2 Hunde, und außerdem natürlich die nötigen 6 Leute für die beiden Wagen. Von den früheren 3 Leuten hatte uns einer unterwegs schmählich verlassen, er hatte wohl des guten zuviel gethan in fettem Schaffleisch; so warf er plötzlich den Ochsen das Leitseil auf den Rücken und fort war er, auf Nimmerwiedersehen. Das ist echt Hottentottisch! Natürlich hatten wir an seiner Stelle nun einen andern in Dienst genommen. Der Fuhrmann war derselbe, Piet Suewe, ein ganz origineller alter Mann, mit vielen Runzeln im Gesicht, ganz brauchbar in seinem Werk, nur schlief er zuweilen in den heißen Mittagsstunden ganz gemütlich auf dem Bock ein und ließ die Ochsen allein den Weg finden. Zügel hat man ja bei diesen Wagen nicht, sonst wären sie ihm bei solcher Gelegenheit sicher aus der Hand gefallen.

Die nächsten 4 Tage unsrer Reise verliefen ziemlich eintönig. Unser Weg ging durch eine der weiten Ebenen des Groß-Namalandes, wo man fast immer das eine oder andre Gebirge in der Ferne sieht; so hier das große Kharasgebirge. Hier lernten wir denn auch zum ersten Male die Wasserstellen des Landes kennen; das eine Mal mußte erst im Sande eines Flußbettes nach Wasser gegraben werden, das andere Mal war es ein Tümpel mit schrecklich schmutzig aussehendem Wasser, wo wir froh waren, daß wir einen kleinen Filter bei uns hatten, durch den wir doch klares Wasser bekamen. Am zweiten Tage gab es einen besonderen Aufenthalt. Zwei der mitgenommenen Ziegen und ebenso ein Ochse hatten von einer Giftpflanze

Gebirge im Namalande.

gefressen; die beiden Ziegen mußten geschlachtet werden, der Ochse dagegen erholte sich allmählich wieder. Am Sonnabend Abend kamen wir wieder ins Gebirge, erreichten aber doch den Platz Groendoorn, unser nächstes Ziel, nicht ganz, und mußten also noch einmal im Feld übernachten. Am Sonntag Morgen brachen wir aber sehr früh auf und waren schon nach 2 Stunden auf dem genannten Bauernplatze.

Hier wohnt eine englische Familie, Hill. Die Frau ist die Tochter eines alten Missionars der Londoner Gesellschaft, Namens Wimmer, dessen Grab sich in Steinkopf befindet. Der Herr Hill war leider selbst nicht zu Hause, aber wohl seine Frau und Kinder, und diese hießen uns aufs herzlichste willkommen. Es war doch eine Wohlthat, daß man sich hier einmal nach mehreren Tagen wieder ordentlich waschen konnte. Wie überall, so mußte auch hier Gottesdienst gehalten werden. Zu denselben wurden auch alle farbigen Leute des Hofes zusammengerufen, und während ich holländisch sprach, dolmetschte es einer für die Farbigen. Es war mir wahrhaft rührend, zu sehen, wie dankbar diese Leute für unsren Besuch und besonders auch für die Predigt des Wortes Gottes waren. Es half mir nichts, wir mußten beim Abschied außer allerlei Zehrkost auch noch ein großes zusammengenähtes Tigerfell mitnehmen. Tiger giebt es gerade hier sehr viele, allein in diesem Jahre hatten sie schon 12 Füllen geraubt. Noch muß ich erwähnen, daß wir auf Groendoorn auch die alte Witwe des Missionars Wimmer antrafen; das Alter derselben berechneten wir auf 92—94 Jahre, dabei war sie geistig noch sehr frisch.

Nachmittags gegen 4 Uhr brachen wir auf, um noch einige Stunden zurückzulegen. Die Nacht brachten wir in einem schönen Thale zu, wo man einen herrlichen Blick in die ganze Gebirgswelt hatte. Am andern Tage brachen wir früh auf und fuhren 10 Stunden lang, d. h. etwa 6 deutsche Meilen oder 45 Kilometer. Um nun aber so schnell als möglich in Keetmannshoop zu sein, wurde beschlossen, daß wir mit unsrem Wagen, und Bruder Wandres mit uns, am Dienstag vorausfahren sollten. Schwester Wandres mit den Kindern wollte in dem andern

Wagen nachkommen, denn das Melken der Kühe kostete am Morgen immer viel Zeit. So fuhren wir denn am andern Tage sogar 13 Stunden lang. Auf dieser Strecke gab es mehr als eine böse Partie. Da waren endlose Flächen mit einzelnen dicken Steinen besät, über welche der Wagen mit ganz entsetzlichen Stößen hinpolterte, daß einem alle Knochen weh thaten. Dann kam eine Bergpartie, die so schlimm war, daß wir es vorzogen, lieber so lange zu Fuß zu gehen. Am bedenklichsten war aber das Passieren des Löwenflusses. Derselbe hatte kurz zuvor offenbar sehr viel Wasser gehabt. Infolgedessen hatte er an beiden Seiten sehr hohe Sandbänke. Beim Einfahren in den Fluß wäre der Wagen, durch eine unzeitige Drehung, die der Fuhrmann machte, ums Haar umgeschlagen, und beim Herausfahren am andern Ufer blieb der Wagen stecken und es kostete viel Mühe, ehe wir die steile Böschung glücklich hinaufkamen. Für diesen Teil unsrer Reise, durch das ganze Groß-Namaland hatten wir an der mir gütigst nachgesandten neuen Karte aus dem deutschen Kolonial-Atlas, wie wir bald merkten, eine sehr gute Hülfe, um die Entfernungen zu bestimmen u. s. w.

Mittwoch den 18. April sollten wir nun Keetmannshoop erreichen. Gegen Mittag kamen wir am Goagabfluß an. Alle diese Flüsse sind übrigens nur trockne Sandrinnen, in denen sich nur hier und da, jetzt, so kurz nach der Regenzeit, noch größere oder kleinere Wassertümpel fanden.

Hier trafen wir einige Leute und konnten einen von ihnen als Boten engagieren, der unsre Ankunft auf der Station melden sollte. Aber noch ehe er sich auf den Weg gemacht, gab es eine angenehme Ueberraschung. Es erschienen nämlich 14 stattliche Ochsen mit einem Treiber. Bruder Fenchel, der am Abend vorher die Post erhalten und aus derselben ersehen hatte, daß wir unterwegs seien, hatte uns dieselben entgegen gesandt. Wir hatten eigentlich hier erst noch unser Mittagessen kochen wollen, aber jetzt, da wir wegen der Ochsen nicht erst noch zu rasten brauchten, ließen wir unverzüglich einspannen und dann ging es weiter und zwar recht flott, die frischen Ochsen liefen nur so der Heimat zu.

Um 3 Uhr erreichten wir die Station, nachdem wir im Ganzen von Warmbad an $67\frac{1}{2}$ Stunden gefahren waren. Keetmanushoop macht einen freundlicheren Eindruck als Warmbad, hauptsächlich wegen des schönen Wassers mitten auf dem Platze und wegen der vielen grünen Bäume. Der Bruder Fenchel hat hier seit Jahren viel bauen müssen. Vor einigen Jahren zerstörte eine Wasserflut sowohl die Kirche als einen Teil des Wohnhauses, das nicht lange vorher erst neu gebaut worden war. Zudem stellte es sich heraus, daß die zum ersten Mal hier zu Lande gebrannten Ziegelsteine — früher hatte man sie nur in der Sonne getrocknet — so schön sie aussahen, doch durchaus nicht haltbar seien. So mußte dann ein ganz neues Missionshaus und Kirche gebaut werden, und zwar jetzt aus Bruchsteinen. Das Wohnhaus war fertig nebst den Räumen für das kleine Seminar, das Missionar Fenchel errichtet hat. Dagegen waren von der Kirche erst die Umfassungsmauern vollendet, der Turm und das Dach fehlten noch. In dem alten Missionshause wurde inzwischen Kirche und Schule gehalten; außerdem aber wohnten in demselben die deutschen Soldaten, die seit kurzem als Garnison hierher gelegt waren. Der Führer derselben, Herr Lieutenant Bethe, war krank. Er hatte Nervenfieber gehabt und litt nun noch an einem bösen Geschwür. Da mußte ich noch einmal meine alten fast vergessenen medicinischen Künste hervorsuchen. Es war mir eine rechte Freude, daß ich diesem Herrn ein wenig helfen konnte.

Ganz besonders lieb war mir aber, daß ich hier noch den neuen Landeshauptmann, Herrn Major Leutwein antraf. Er war freilich noch nicht zu diesem Amt ernannt worden, das geschah erst etwas später, aber man wußte eben doch schon, daß solches bevorstehe. Derselbe war grade im Begriff, wieder nordwärts, gegen Witbooi auszurücken, hatte aber seine Abreise noch einige Stunden verschoben, um mich zu sprechen. Es war mir eine wahre Freude, diesen Herrn kennen zu lernen, und bekam ich sofort von ihm und seinen Plänen den allerbesten Eindruck.

Aber auch eine sehr betrübende Nachricht hatten wir hier erhalten: Der junge Bruder Rust, Missionar von Gochas, war

Nama-Schulmädchen.

nach ganz kurzem Krankſein am Fieber geſtorben. Das war ein harter Schlag für unſre Miſſion! Ich hatte mich grade auch auf das Wiederſehen mit dieſem mir beſonders lieben alten Schüler ſo ſehr gefreut. Nun müſſen wir warten bis auf das Wiederſehen droben.

Außer den gewöhnlichen Beſchäftigungen, wie ich ſie auf vielen Stationen hatte, gab es hier noch mehrere beſondere Sachen zu erledigen. Da mußten zuerſt die 5 Zöglinge des Bruder Fenchel, die er mehrere Jahre unterrichtet hatte, geprüft werden; ſie ſollten nun von der Konferenz angeſtellt werden. Dies Examen fand gleich am folgenden Tage ſtatt und ergab ein recht gutes Reſultat. Es war in der That ſehr anzuerkennen, was dieſe jungen Leute alles gelernt hatten. Sie wurden außer in ihrer eigenen Sprache in Deutſch, Holländiſch und Engliſch geprüft, außerdem natürlich in Religion, Geographie und Geſchichte. Auch im Harmonium- und Violin-Spiel leiſteten ſie ganz ordentliches. Nur eins war mir etwas bedenklich bei ihnen, nämlich daß ſie alle noch ſo ſehr jung waren. Wir haben grade mit den eingebornen Gehülfen aus dem Namavolke ſchon allerlei üble Erfahrungen gemacht. Da iſt man natürlich ängſtlich, wie es nun mit dieſen gehen wird. Der Herr wolle ſie in Gnaden bewahren! Aber auch die Miſſionare, unter deren Aufſicht ſie nun in ihre Arbeit eintreten, müſſen ein wachſames Auge auf ſie haben und ſie genau anzuleiten und noch weiter zu fördern ſuchen.

Das zweite Beſondre hier war, daß ich am Sonntag außer der Predigt für die Gemeinde, die natürlich wieder gedolmetſcht werden mußte, auch noch für die deutſchen Soldaten auf deren Bitte eine deutſche Predigt hielt. Ich that das von Herzen gerne. Die Leute klagten mir ihre Not, daß ſie ſo garnichts zu leſen hätten. Ich habe denn ſogleich Schritte gethan, um ihnen Bücher zu beſorgen. Freilich, bis dieſelben dahin kommen können, das wird noch ein Weilchen dauern. Die drei Aelteſten, von denen einer ein Miſſionars-Sohn iſt, machten auf mich einen beſonders guten Eindruck. Sie nahmen meine Worte der Ermahnung und Ermunterung mit viel Verſtändnis auf. Aber

auch die ganze Gemeinde, die am Sonntag nach der Kirche alle zum Handgeben ans Haus kamen, schien über unser Kommen sehr erfreut und dankbar für das ihr gepredigte Wort Gottes.

Inzwischen war auch die Familie Pabst von Rietfontein hier angekommen, um mit uns zusammen weiter zu reisen zur Konferenz. Leider hatten die lieben Geschwister aber eine große Sorge: Ihr ältestes Töchterlein, ein Kind von 11 Jahren, war unterwegs plötzlich erkrankt, man wußte nicht, war es das Landesfieber, oder war es eine Vergiftung durch Milch, die man unterwegs auf einer heidnischen Werft getrunken hatte. Diese Sorge wurde auch nicht von uns genommen, während der ganzen folgenden Woche und den Konferenztagen und nachdem der Zustand lange auf- und abgegangen, ist das liebe Kind, nach meiner Abreise, am 4. Mai auf Berseba selig heimgegangen.

Eins ist mir von Keetmannshoop noch besonders im Gedächtnis geblieben, nämlich das malerische Leben und Treiben, wie es sich gegen Abend an dem großen offenen Wasser zwischen den Bäumen entwickelte. Da waren Frauen, die wuschen, und andre Frauen und Mädchen, die kamen, Wasser zu holen. Dazu dann die Herden von Schafen, Ziegen und Kühen, die nacheinander blöckend und brüllend herankamen, ihren Durst zu stillen. Das alles beleuchtet von den Strahlen der Abendsonne gab ein Bild südafrikanischen Lebens und Treibens, wie ich es bis dahin noch nicht gesehen und wie ich es so auch an keinem andren Orte wieder gefunden habe.

Montag den 23. April fand unser gemeinsamer Aufbruch nach Berseba statt. Es war jetzt eine ganze Karawane geworden: 4 Ochsenwagen mit zusammen 56 Zugochsen, außerdem noch 3 Ochsenreiter, 20 Schlachtschafe und im ganzen 42 Menschenkinder, groß und klein. Es gingen nämlich auch verschiedene Aelteste aus den einzelnen Gemeinden mit zur Konferenz. Wenn unser Zug unterwegs still hielt, entwickelte sich alsbald ein reges Leben. Bruder Fenchel hatte die Leitung des Ganzen übernommen. Er gab an, wo gerastet werden sollte, er gab auch mit seinem Horne das Zeichen zum Wiederaufbruch und sorgte, daß wir immer rechtzeitig wieder in der Fahrt waren. So

erreichten wir denn Berseba schon am zweiten Tage, noch eine Stunde vor Sonnenuntergang, nachdem wir einige Stunden vorher zum ersten Male den Fischfluß, den größten Fluß des ganzen Landes, passiert hatten.

Die weiße Kirche von Berseba kann man schon Stunden weit sehen. Denn der ganze Ort liegt sehr frei und kahl, und die Kirche nimmt den obersten Platz ein. Das Bild der Station würde langweilig sein, wenn nicht im Hintergrunde der malerische Brukkaroßberg läge, der, obgleich noch zwei Stunden entfernt, doch bei seiner großen Höhe einen schönen Hintergrund abgiebt.

Gleich nach unsrer Ankunft kam die ganze Gemeinde, um uns und den andern „leeraars“ die Hand zu schütteln. In langen Reihen zogen erst die Männer und dann die Frauen und Mädchen an uns vorüber, wobei mir wieder die Grandezza der letzteren auffiel. Die nun folgenden 4 Tage waren der Konferenz gewidmet, zu welcher außer unsrem Zuge vom Süden her auch noch Missionar Heinrichs von der westlich gelegenen Station Bethanien mit seiner Frau und die Witwe des Bruder Rust von Gochas gekommen waren. In Frau Missionar Heinrichs begrüßte ich eine alte Bekannte und ehemalige Hausgenossin; die liebe Schwester Rust war, trotzdem sie der furchtbare Schlag so ganz unerwartet getroffen hatte, doch sehr gefaßt und getrost im Glauben an ihren Heiland. Sie hat 8 meist noch sehr kleine Kinder, von denen 5 schon in Deutschland sind, 3 Knaben in Mörs, 2 Mädchen in Bielefeld. Sie mußte nun erst noch einmal auf ihre einsame Station zurückkehren und dort so lange aushalten, bis ein andrer Missionar dieselbe besetzen kann. Glücklicherweise war grade jetzt in Afrika ein junger Missionar vorhanden, der wenigstens einstweilen hier eintreten konnte.

So hatte denn diese Konferenz einen sehr ernsten Anfang, nämlich die Gedächtnispredigt für den so früh vollendeten Bruder, die ich zu halten hatte, welche in der geräumigen Kirche vor der zahlreich versammelten Gemeinde stattfand.

Die Konferenz selbst hielten wir in dem schönen, seinerzeit von Missionar Krönlein erbauten Studierzimmer ab. Im Laufe

Die Missionsgeschwister im Namalande.

Miss. Hegner. | Miss. Judt. Frau Judt. | Miss. Fenchel. Frau Fenchel. | Miss. Pabst. Frau Pabst. | Miss. Wandres. Frau Wandres.

derselben hatte ich Gelegenheit, sowohl den 5 jungen, jetzt von der Konferenz angestellten Gehülfen, als auch den zur Konferenz gekommenen Aeltesten aus den verschiedenen Gemeinden, ein ernstes Wort zu sagen und sie auf die große Verantwortung, die auf ihnen ruht, hinzuweisen. Es waren übrigens sehr schöne Tage und Stunden, die wir dort miteinander verlebten, sowohl die Stunden der Beratungen, als auch die des Zusammenseins mit den Schwestern. Auch für die, sonst so viel vereinsamt lebenden, Missionarinnen sind solche Konferenztage eine wahre Erquickung, da sie ihnen Gelegenheit bieten, sich einmal mit den andern Schwestern gründlich auszusprechen und das Band der Gemeinschaft mit ihnen neu zu schlingen.

Den Schluß der Konferenz bildete die erhebende Abendmahlsfeier, an der die ganze Gemeinde teilnahm, im Ganzen 363 Abendmahlsgäste. Die Vorbereitung dazu, bei der nach gutem allgemeinen Brauch der Missionar mit jedem einzeln spricht, fand am Sonnabend Morgen statt. Es war eine wirklich erhebende Feier, die mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat, und, wie ich hoffe, auch in der Gemeinde. Nachmittags fand noch einmal Gottesdienst statt, bei dem alle anwesenden Missionare zu Worte kamen. Am Morgen hatte ich die Predigt gehabt. Abends hatten wir noch ein langes sehr gemütliches Zusammensein im Kreise der Geschwister. Der Abschied stand ja nun vor der Thür.

Natürlich hatte ich auch nicht versäumt, so viel ich dazu Zeit erübrigen konnte, sowohl die Schule als auch die einzelnen Gemeindeglieder von Berseba zu besuchen. In der Schule hatte ich meine rechte Freude an den Leistungen der Kinder. Der Schulmeister, Christian Goliat, der sich jetzt in den letzten Jahren recht gut gemacht hat, ist offenbar ein sehr tüchtiger Lehrer. Ich ermahnte ihn ernstlich, doch hinfort stets auf dem guten Wege zu bleiben, und ich habe die Hoffnung, daß er solches auch mit Gottes Hülfe thun wird.

Montag, den 30. April, sollte nun die Weiterreise angetreten werden, dieselbe hatte mir und auch den Brüdern viel Sorge gemacht. Bis hierher waren wir unter dem Geleit der

landeskundigen Missionare gereist; für die Weiterreise war aber niemand von den Missionaren im stande, uns zu begleiten und mußten wir dieselbe also allein machen. Aber gerade dieser Teil unsrer Reise hatte seine ganz besondren Schwierigkeiten. Erstlich war es bei weitem die längste Strecke, ehe wir wieder an eine bewohnte Missionsstation kamen. Sodann führte der Weg überhaupt durch ein jetzt völlig menschenleeres Land, denn dieser ganze Teil des Namalandes ist infolge des Krieges, namentlich infolge der Kriegs- und Raubzüge Hendrik Witbooi völlig verödet. Wenn uns also unterwegs irgend ein Unfall passieren würde, so konnten wir Tagereisen weit auf keine Hilfe rechnen. Dazu kam aber weiter noch die Angst der Leute vor Hendrik Witbooi und endlich noch die Schwierigkeit, daß da oben in der Gegend von Rehoboth die Lungenseuche unter dem Rindvieh herrschte und infolge dessen keine Ochsen von dem südlichen, noch seuchenfreien Teile des Landes dorthin gebracht werden durften. Das waren wahrlich der Bedenken viel auf einmal! Da war es nun etwas Großes, daß uns der Bruder Hegner wenigstens einen Fuhrmann besorgen konnte, von dem er sagte, er kenne den ganzen Weg im Schlafe. Und wirklich, David Goliath, so hieß der Mann, hat sich uns als ein ganz vorzüglicher Fuhrmann bewiesen und war auch sonst ein sehr zuverlässiger und brauchbarer Mensch. Auch seine anderen beiden Gefährten, Leonhard, ein passionierter Jägersmann aus Berseba, und Gottfried, ein Herero aus Rehoboth, waren gar nicht übel. Dagegen mit unsren Ochsen konnten wir leider nicht so zufrieden sein; ein Teil derselben war noch recht jung, uneingefahren und störrig, so daß unser Fuhrmann alsbald am ersten Tage erklärte, „met zulk goed“ könne man nicht fahren. Es kostete denn auch ungezählte Hiebe, um die Geschichte nur einigermaßen in Gang zu halten.

Wir hatten den Bitten der Brüder nachgegeben und waren noch den Montag Morgen in Berseba geblieben. Als wir dann aber um 12 Uhr einspannen lassen wollten, jawohl, da waren die Ochsen, die am Morgen zur Stelle gewesen, nicht zu finden, sie waren wieder auf die Weide gegangen und es

wurde $^1/_2$3 Uhr ehe wir glücklich fortkamen. Natürlich fehlte es auch hier nicht an dem üblichen Ausgeleite mit Gesang. Es war uns doch etwas eigen zu Mute, als wir uns nun von all' den lieben Brüdern verabschiedet hatten und zum ersten Mal ganz allein unsres Weges zogen und noch dazu auf solch eine Reise!

Die ersten beiden Tage ging alles so weit gut, bis auf die Not, die uns die jungen Ochsen machten. Unterwegs kamen wir an einem einsamen Grabe in der Wüste vorbei. Da ruhte ein deutscher Soldat, der nicht lange vorher hier seinem Leben selbst ein Ende gemacht hatte. Ein Brief, den er aus der Heimat erhalten, hatte ihn zu diesem unseligen Entschluß gebracht, was aber in dem Briefe gestanden, das habe ich nicht erfahren. Am dritten Tage, also am Mittwoch, hatten wir zum ersten Male auf dieser Tour den Fischfluß zu passieren, hier an einer sehr bequemen Stelle, und spannten darnach an einem besonders schönen Platze unter mächtigen Akazien aus. Gegen Abend mußten wir den Fluß wieder überschreiten und hier saß unser Wagen zum ersten Mal fest; nur mit sehr vieler Mühe gelang es uns, wieder loszukommen und dann noch die hohe Sandböschung hinauf, wieder aus dem Fluß heraus. Wir hätten eigentlich noch einmal durch den Fluß fahren müssen, merkten aber, daß wir das unsern Ochsen nicht mehr zumuten durften; so spannten wir denn im Flußthale, an einer schönen Stelle aus. An beiden Ufern des Flusses, der hier ziemlich überall Wasser hat, zieht sich ein dichter Wald hin, belebt von einer großen Menge von Vögeln, und dahinter steile Felswände. Gegenüber der Stelle, wo wir übernachteten, hatte ein alter Pavian seine Behausung. Dem schien es schlecht zu gefallen, daß wir ihm in sein Revier gekommen waren und darum schimpfte er wohl eine Stunde lang mit mächtiger Stimme, die weithin durch das stille Waldthal klang.

Es war uns übrigens sehr leid, daß wir nicht an diesem Abend noch zwei Stunden weiter, bis nach der alten Missionsstation Gibeon, hatten fahren können, denn am folgenden Tage war Himmelfahrtstag. Noch vor Sonnenaufgang

machte ich mich erst einmal mit unsrem Fuhrmann auf den Weg, den Flußübergang, der vor uns lag, zu besehen. Der Weg zum Fluß durch den Wald war sehr verwachsen und dabei stark bergab. Als wir hernach mit dem Wagen an diese Stelle kamen, geriet er sehr in die Zweige und zugleich liefen die Ochsen bergab, so daß wir mit großer Wucht unten in den Fluß fuhren, und so natürlich gleich im Sande fest saßen; hier kamen wir indessen bald wieder los und fuhren nun eine Strecke im Fluß entlang, bis zu der Stelle, wo wir das Flußbett wieder verlassen mußten. Hier galt es, noch eine größere Wasserstelle zu durchfahren. Mit ordentlichen Ochsen hätte das gar keine Schwierigkeit gehabt, aber gerade hier zeigte sich unser Gespann so recht widerspenstig und war nichts mit den Tieren anzufangen. Der Wagen stak mitten im Wasser fest und alles Schreien und Schlagen führte zu nichts; die Tiere zerbrachen die Jochscheite und drehten sich nach hinten um. Mein Schwager war auch schon längst mit ins Wasser gesprungen und trieb mit an, was er nur konnte, aber alles vergeblich. Da bat ich die Leute, mich eben ans andre Ufer zu tragen, damit ich zu Fuß nach Gibeon gehen und dort Hilfe suchen könnte. Das war nämlich noch der einzige für uns sehr günstige Umstand bei dieser Begebenheit, daß uns solches gerade hier unweit Gibeon passierte, denn das war der einzige Ort auf so und so viele Tagereisen rückwärts und vorwärts, wo Menschen zu finden waren. Dort lagerten in der alten Kirche eine Anzahl deutscher Soldaten. In anderthalb Stunden erreichte ich denn auch den Platz und fand bei den lieben Landsleuten mit meiner Bitte sofort williges Gehör. Zwar Ochsen hatten sie selbst keine, wollten aber gerne helfen, so weit sie es vermöchten. Es machten sich denn alsbald einige von ihnen zu Pferd auf den Weg, und indem sie selbst mit Hand anlegten und in die Speichen griffen, sowie durch vereintes Antreiben der Ochsen gelang es endlich, nachdem der Wagen im ganzen 7 Stunden festgesessen hatte, ihn herauszubringen. Mir war inzwischen die Zeit in Gibeon recht lang geworden, da ich ja nicht wußte, ob es glücken würde; wie froh und dankbar war ich darum, als

endlich um 4 Uhr nachmittags der Wagen auf der Station anlangte. Diese Station, sehr hübsch unweit des Flusses gelegen, macht einen äußerst wehmütigen Eindruck. Das nette Kirchlein, mit seinem Turme, welcher weithin ins Thal schaut, ist noch in sehr gutem Stande, Kanzel, Bänke, alles ist noch vorhanden, aber es stand öde und leer, bis nun die Soldaten darin ihren Einzug gehalten und eine kleine Festung daraus gemacht haben. Ebenso stehen auch noch die Missionsgebäude da, auch in ziemlich gutem Zustande, aber alles verlassen, nur noch ein paar Tauben flogen herum. Von den Hütten der Eingebornen ist fast nichts mehr übrig geblieben, was noch da war, haben die Soldaten als Brennmaterial verbraucht. Das ist aus der einst blühenden Missionsstation geworden, die von unsrem lieben Bruder Olpp mit so viel Liebe gegründet und gepflegt war! Die Hauptschuld trägt jedenfalls die Verkehrtheit des alten Moses Witbooi und seines Sohnes, des bekannten Hendrik Witbooi. Unsre Leute sagten einfach: Dat is Hendrik zijn werk!

Die Soldaten waren noch nicht recht mit mancherlei zum Leben nötigen Dingen versehen, und es war uns eine rechte Freude, ihnen für den großen Dienst, den sie uns geleistet hatten, durch allerlei kleine Dinge einen Gegendienst leisten zu können; u. a. konnte ich sie mit Chinin, Seife, Dinte, Thee ꝛc. versehen. Außerdem aber hielt ich ihnen am Abend eine dem Tage angemessene Bibelstunde. Diese sowie die meisten andern von der deutschen Schutztruppe, die wir haben kennen lernen, machten auf uns einen sehr guten Eindruck, aber furchtbar einsam saßen diese Leute hier und mußten dabei immer gewärtig sein, daß Hendrik ihnen einmal einen unliebsamen Besuch machen möchte.

Am andern Morgen setzten wir nun unsre Reise weiter fort. Wir wären ganz gern, um unsrer Ochsen willen, den nächsten Weg direkt auf Rehoboth zu gefahren, aber unsre Leute bestanden darauf, daß wir sie gemietet hätten, um über Hoachanas zu fahren; sie hatten Angst, daß wir auf dem andern Wege irgendwie mit Hendrik zusammentreffen möchten.

So mußten wir denn nachgeben, und es war mir ja auch ganz lieb, daß ich auf die Weise noch die Station Hoachanas zu sehen bekam. Andrerseits aber hatte die Sache ihre großen Bedenken für uns. Das war uns nämlich inzwischen ganz klar geworden, daß uns diese Ochsen auf keinen Fall bis nach Rehoboth bringen könnten; ob wir aber in Hoachanas andre Ochsen finden würden, war mehr als zweifelhaft, da es mir nicht gelungen war, einen Brief an Missionar Heidmann in Rehoboth voraus zu senden. Der Brief, in welchem ich um Sendung von Ochsen nach Hoachanas gebeten hatte, war hier in Gibeon liegen geblieben. Aber es half uns nichts, wir mußten nachgeben und fuhren also auf Hoachanas zu.

Der Weg dahin, den die Leute „Mijnheer Olk (Olp) zijn weg“ nannten, weil er denselben wohl zuerst gangbar gemacht hat, war z. T. in 6 Jahren nicht befahren. Also wie der Weg im stande sei und ob unser Fuhrmann ihn finden würde, das konnte einem allerlei Gedanken machen. Wir merkten bald, daß wir von dem gewöhnlichen Wege abgegangen waren, einerseits an der Beschaffenheit des Weges selbst, andererseits daran, daß es hier viel mehr Wild gab. Dies letztere war sehr angenehm, denn es verschaffte uns manchen schönen Braten, Perlhühner, Fasanen, später auch größeres Wild. Das gab dann auch Gelegenheit, unsre Kochkünste zu probieren und es machte doch besondere Freude, daß wir damit ganz gut fertig wurden. Am Abend des ersten Tages erreichten wir, freilich zuletzt im Dunkeln fahrend und mit der Laterne den Weg suchend, Girichas, wo früher ein berüchtigter Mann, Paul Visser, gewohnt hat. Der Platz war jetzt, wie das ganze Land, völlig verlassen und nichts mehr von den zahlreichen ehemaligen Hütten zu sehen. Am folgenden Tage war der Weg teilweise recht schlecht, aber Wild gab es reichlich, und mein Schwager erlegte hier seinen ersten Springbock; freilich hatte er und sein Begleiter Leonhard viele Mühe, das schwere Tier zu schleppen, da wir mit dem Wagen inzwischen weiter gefahren waren; es mußte mit einem unsrer Reitochsen nachgeholt werden. Als Leonhard ganz erschöpft bei uns ankam, hatte er eine eigen-

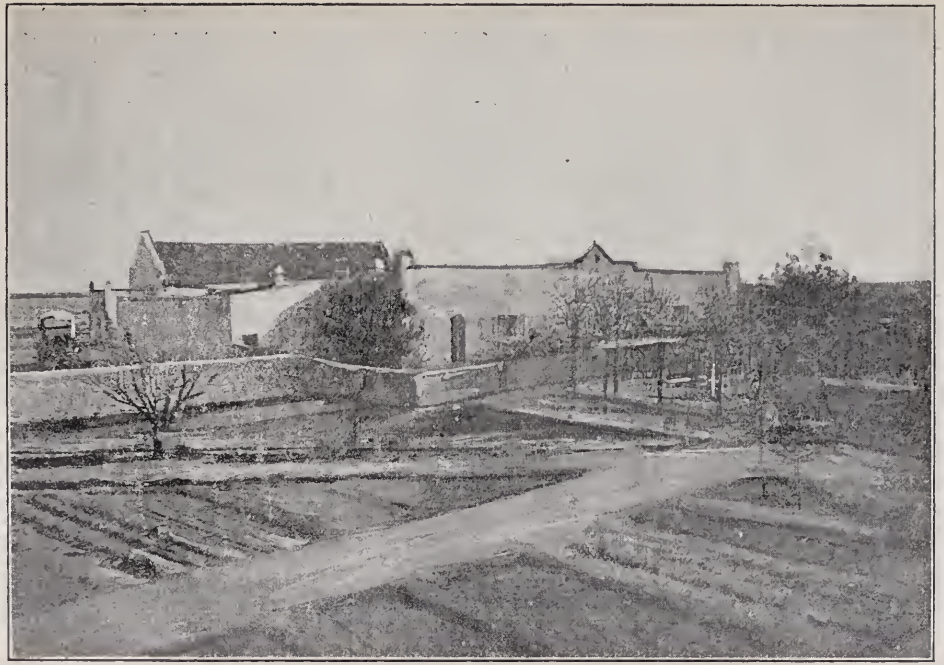
tümliche Erquickung für sich mitgebracht, er saugte aus den großen Beinknochen des Springbockes, nachdem er die Enden auf einem Stein zerschlagen hatte, das Mark nur so roh heraus.

Am folgenden Tage, als am Sonntage, machten wir nach einem kurzen „schoft“ Rast auf der ehemaligen Außenstation von Gibeon, Rietmond. Es ist ein schöner Platz zwischen Hügeln gelegen und mit einer prächtigen Quelle und vielem Gartenland, auch ist das Feld da herum ausgezeichnet. Stunden lang fuhren wir durch herrliches Gras, aber auch hier alles menschenleer und öde, nur das Haus des ehemaligen Lehrers des „kleinen Hendrik“, Sohn des bekannten Hendrik Witbooi, stand noch ziemlich unversehrt. Wir machten hier Rast bis zum Nachmittag, und gab mir der Platz und seine Geschichte Veranlassung, unsern drei Leuten bei unsrer Sonntagsandacht ein recht ernstes Wort zu sagen.

Auf unsrem weiteren Wege hatten wir eine Reihe ziemlich hoher Sanddünen zu passieren, doch waren unsre Ochsen inzwischen etwas vernünftiger geworden, die vielen Schläge, die sie erhalten, hatten sie folgsamer gemacht.

Am folgenden Tage wurde der Weg etwas besser, so daß wir eine gehörige Strecke zurücklegen konnten. Unterwegs hatte mein Schwager das Glück, vom Wagen aus, allerdings auf eine sehr weite Entfernung, einen Strauß zu schießen. Außer den Federn nahmen wir auch noch eins der kolossalen Beine mit, aber wie es schmeckt, können wir nicht sagen; es wurde uns in der Nacht durch einen Hund gestohlen. Am Abend kamen wir bis Gamchanas und trafen hier zu unsrer großen Freude zum ersten Mal wieder Menschen. Es war ein älterer Mann des Roten Volkes, mit seiner zahlreichen Familie, der erst seit kurzem wieder aus dem Hererolande hierher zurückgekehrt war. Die Leutchen waren sehr erfreut, uns zu sehen und brachten, was sie hatten, nämlich Ziegenmilch. Natürlich hatten sie dann auch ihrerseits allerlei von uns zu erbitten, obenan Tabak, das versteht sich von selbst.

Von hier aus hatten wir am andern Morgen nur noch $2^1/_2$ Stunden weit nach Hoachanas, wo wir, begleitet von



Hoachanas.

unsrem Gastfreund von gestern Abend nebst Frau, gegen $^1/_2$10 Uhr anlangten. Wir fanden doch mehr Leute auf dem Platze, als wir erwartet hatten, außer der Familie unsres Begleiters Gottfried, und dem Bastard, den Bruder Judt mit der Sorge für die Station beauftragt hatte, noch mehrere andere Familien, meist Bergdamra, im ganzen etwa 40—50 Seelen. Die Leute waren alle ebenso überrascht wie erfreut, uns zu sehen; besonders der Bastard, Johannes Engelbrecht, ein netter verständiger Mann, der offenbar alles in bester Ordnung gehalten hatte, war nicht wenig froh über unser Kommen. Er saß dort in steter Sorge, ob nicht eines Tages Hendrik Witbooi kommen und den Platz ausplündern würde. Natürlich verlangte er auch sehr nach der Rückkunft des Missionars Judt, um dessen baldige Rückkehr auch der Häuptling Manasse, der mit seinen Leuten noch im Hererolande war, dringend gebeten hatte. Diese Bitte war mir schon in Keetmannshoop durch Herrn Major Leutwein übermittelt worden, und da auch dieser Herr dieselbe dringend befürwortete, so hatte ich schon von dort aus nach Hause geschrieben und um möglichst baldige Aussendung der Geschwister Judt gebeten. Das konnte ich also nun den Leutchen zu ihrer großen Freude sagen.

Wir blieben hier von Dienstag früh bis Donnerstag Abend, und ich hielt den Leuten an diesen drei Tagen täglich Gottesdienst, bei dem mein Fuhrmann dolmetschte.

Es war mir rührend, zu sehen, wie alles, was auf der Station war, Groß und Klein bis auf den letzten Mann, diese Gelegenheit, einmal wieder Gottes Wort zu hören, wahrnahm. Verwundert war ich, daß es mit dem Gesang so gut ging. Natürlich gab es auch einige unter den Leuten, die mit ihren Krankheiten zu mir kamen. Unter diesen interessierte mich ganz besonders eine Frau, die zu den Witkanehern, den Anhängern von Hendrik Witbooi, gehörte und bei dem Ueberfall von Hornkranz von den Deutschen verwundet und gefangen genommen war. Man hatte sie auf Windhoek lange gepflegt, dann aber entlassen; hier lebte sie nun bei ihrer Mutter. Ihr Bein, durch welches die Kugel gegangen war, machte ihr noch viel zu

schaffen und freute ich mich, daß ich ihr ein wenig Erleichterung verschaffen konnte; sie machte einen sehr netten Eindruck.

Die beiden Nächte auf Hoachanas brachte ich in dem leerstehenden Missionshause zu, und hier bin ich vielleicht in der größten Gefahr auf der ganzen Reise gewesen. Ich hatte mir meine Matratze in der ersten Nacht auf die Erde, in eine Ecke, legen lassen. Kaum hatte ich das Licht ausgemacht, da hörte ich hinter meinem Kopf ein Rascheln. Ich machte wieder Licht an und bemerkte, daß gerade in der Ecke ein Mauseloch war, aber eine Maus war es wohl nicht gewesen, ebensowenig wie das, was mir hernach, als ich mich auf das Sopha gelegt hatte, auf die Füße kam, sondern wahrscheinlich war es eine Schlange, die dort im Hause sich aufhielt, wie mir am andern Morgen der Engelbrecht sagte. Am folgenden Abend hörte ich sie wieder, machte aber schnell die Thür nach der andern Stube zu, in der ich diesmal mein Lager aufgeschlagen hatte.

Die Kirche von Hoachanas ist recht klein und bescheiden, sie muß bald durch eine andre bessere ersetzt werden. Das Missionshaus dagegen scheint mir noch gut zu sein und der Garten ist prächtig, mit den vielen blühenden Oleanderbäumen und Weinlauben. Auch schönes Kornland gehört zu dem Missionshause, und die Leute waren grade eifrig damit beschäftigt, das Feld neu zu bestellen. Außerdem hat Br. Judt, der in den letzten Jahren, seit seine Leute alle fortgezogen waren, sehr wenig eigentliche Missionsarbeit hatte, eine Bienenzucht mit sehr gutem Erfolge angefangen, und auch diese war unter der Pflege des Bastards vortrefflich weiter gediehen. Es war eine Freude, die beiden Bienenhäuser, die mit allen Verbesserungen der Bienenzucht eingerichtet sind, zu besichtigen. Die Sache hat auch schon hier und da Nachahmung gefunden.

Sehr viele Sorge machte uns nun aber die Weiterreise. Wenn es nicht grade am nächsten Sonntage Pfingsten gewesen wäre und mir also nicht so viel daran gelegen hätte, an dem Tage in Rehoboth zu sein, dann wäre ja die Sache einfach genug gewesen. Ich hätte von hier aus an Miss. Heidmann nach Rehoboth Bericht gesendet und hätte auf die Ochsen von

dort gewartet. Die Entfernung beträgt 15—16 deutsche Meilen und es giebt auf dem ganzen Wege kein Wasser. Nun waren wir also am Dienstag in Hoachanas angekommen. Vor Sonnabend konnten die Ochsen unmöglich dort sein und dann hätten sie auch noch erst einige Tage sich ausruhen müssen. Dann kam ich also viel zu spät. Da war guter Rat teuer. Die einzige Möglichkeit bot noch der etwas kühne Plan, den ich gleich am Dienstag faßte und dann auch sofort ausführte. Ich konnte nämlich in Hoachanas zwar keine Ochsen für uns, wohl aber zwei Reitochsen auftreiben. Mit diesen sandte ich zwei Leute mit einem Brief an Br. Heidmann und bat ihn, mir sofort Ochsen entgegen zu senden. Diese beiden Reiter konnten bestenfalls am Donnerstag Mittag in Rehoboth sein, und wenn dann die Ochsen noch am selben Tage aufbrachen, so konnten sie uns am Freitag Abend auf der Mitte des Weges treffen und es konnte noch eben gelingen, daß wir zu Pfingsten in Rehoboth ankamen. Aber sehr riskant war es immerhin, namentlich, weil man dort unterwegs wegen des Wassermangels unmöglich länger mit den Ochsen warten konnte. Und wer konnte denn wissen, ob Br. Heidmann sogleich Ochsen bei der Hand haben würde? Aber ich wagte es im Vertrauen auf den Herrn, der bis dahin alles auf meiner Reise so freundlich geleitet hatte. Es war mir auch gelungen, unsre Leute zu bewegen, auf diesen Plan einzugehen und mit den allerdings müden und fußkranken Ochsen noch so weit zu „zukkelen", wie sie das nannten.

So brachen wir denn am Donnerstag Abend, nach der Abendandacht, in Gottes Namen auf, begleitet von den besten Wünschen und Liedern der dankbaren Leutchen von Hoachanas. Von nun an gab es wieder etwas Mondschein, eine große Hülfe für solch eine Reise. Wir „zukkelten" also den Abend und den ganzen folgenden Tag, so gut es eben gehen wollte, und kamen doch noch besser voran, als ich gedacht hatte. Aber am Freitag Abend, als wir beinahe den halben Weg zurückgelegt hatten, kam die Sache zum Stillstand. Wir mußten eine sehr hohe Düne mit tiefem Sand hinauf. Das ging über die Kräfte unsrer Ochsen, und wir blieben mit dem Wagen grade auf halber

Höhe stecken. Aber nun war auch die Hülfe wenigstens in Sicht, denn grade hier kamen uns unsre beiden Ochsenreiter mit einem Briefe von Br. Heidmann schon wieder entgegen. Wirklich hatte alles gut zusammen gestimmt, er hatte schnell Ochsen auftreiben können und versprach dieselben unverzüglich zu senden. Wie froh und dankbar waren wir über diesen Bericht! Allerdings gab es nun erst noch eine ordentliche Geduldsprobe. Die Nacht und noch den größten Teil des folgenden Tages mußten wir dort am Abhange der Düne zubringen; wir hatten unser Lager im Wagen anders herumdrehen müssen, um nicht mit dem Kopf nach unten zu schlafen. Stunde um Stunde verann am andern Tage und noch immer wollte sich nichts zeigen. Unsre eigenen Ochsen hatten wir schon wieder zurückgesandt, um die Ansteckung zu vermeiden, aber unsre Leute waren bei uns geblieben; sie mußten doch erst sehen, wie es mit uns werden würde. Aber wie gesagt, das alles war jetzt ja gut zu ertragen, wußten wir doch, die Hülfe kommt. Und wirklich am Nachmittag gegen 3 Uhr erschienen 18 prachtvolle Ochsen mit gewaltigen Hörnern und zogen unsern Wagen wie spielend den steilen Abhang hinauf. Nun konnten uns unsre treuen Begleiter von Berseba mit gutem Gewissen verlassen und wir zogen fröhlich unsres Weges weiter.

Freilich, das war nicht mehr zu erwarten, daß wir noch vor Pfingsten auf Rehoboth ankommen würden, aber im Laufe des ersten Pfingsttages konnten wir doch dort sein. Wir passierten am Sonnabend außer mehreren Dünen auch den Platz Lekkerwater, wo noch ein wenig Wasser zu finden war, jetzt aber nach der Regenzeit von der Art, daß wir froh waren, nicht davon trinken zu müssen. Außerdem gab es auf dieser Strecke viel Tsamas, wilde Melonen, welche die Ochsen fressen, als einen Ersatz für das fehlende Wasser. Der Weg war übrigens doch noch weiter, als wir gedacht hatten. Dazu kam, daß es unterwegs mehrmals Aufenthalt gab infolge der Jagdbeute, die mein Schwager machte. Diese letztere war aber doppelt erwünscht, weil wir durch die Leute von Rehoboth böse Nachricht von dort bekommen hatten. In der Woche vorher hatte nämlich

Hendrik Witbooi wieder einmal der Gegend einen seiner unliebsamen Besuche gemacht und aus nächster Nähe der Station eine große Menge Vieh, darunter auch sämtliches Kleinvieh des Missionars weggeholt. Da dachten wir, es würde erwünscht sein, wenn wir uns das nötige Fleisch gleich selbst mitbrächten.

So wurde denn der erste Pfingsttag noch zu einem rechten Reisetage, von morgens früh bis abends, ja es wurde sogar recht spät und die Zeit wurde uns zuletzt entsetzlich lang, ehe wir endlich, endlich bei den lieben Geschwistern Heidmann ankamen, die schon seit Stunden sehnsüchtig und etwas besorgt auf uns gewartet hatten. War das eine gegenseitige Freude, als ich nun nach 28 Jahren den Bruder Heidmann, mit dem ich zusammen ordiniert worden bin, hier in Afrika wiedersehen durfte! Außerdem aber gab es noch eine andre große Freude für uns, Briefe aus der Heimat, die wir so lange hatten entbehren müssen. Jetzt hatten wir den bedeutlichsten Teil unsrer ganzen Reise hinter uns und durften nun fest hoffen, auch das Uebrige genau so wie es geplant war, ausführen zu können. Nur um einen halben Tag waren wir hier zu spät angelangt, und das ist das einzige Mal gewesen auf der ganzen Reise, wo wir nicht genau zur festgesetzten Zeit angelangt sind. Unsren Brüdern im Hererolande fiel ein Stein vom Herzen durch unsre rechtzeitige Ankunft. Sie hatten eigentlich alle gemeint, es würde ganz unmöglich sein, daß wir unsren Plan genau so ausführten, und da waren sie sehr bange gewesen, ob sie denn wirklich die Konferenz zu der festgesetzten Zeit mit mir würden abhalten können. Uebrigens hatten wir für unsre Reise durchs Hererolaud nun Zeit genug, es waren noch 50 Tage bis zur Abfahrt des Dampfschiffes von der Walfischbai.

III. Reise durchs Hereroland.

Rehoboth liegt in einem kleinen Thale. Ringsherum sieht man schöne Berge in der Ferne und dabei ist die Gegend hie und da büsch bewaldet. Das Weidefeld ist gut und Wasser reichlich vorhanden. Die Station selbst zählt eine größere Anzahl Steinhäuser als irgend eine andre Station, die wir bis dahin nördlich vom Oranjefluß, also in Deutsch-Südwestafrika besucht hatten. Die Bewohner des Platzes sind Bastards, die vor 26 Jahren mit ihrem Missionar zusammen aus der Kapkolonie ausgewandert sind und nach längeren Irrfahrten hier eine neue Heimat gefunden haben. Wegen des Besitzes des Platzes waren sie lange in Unsicherheit, haben aber nun seit dem Jahre 1880 sich das Recht auf den Platz erstritten. Sie hatten hier auf der Grenze und als keiner der beiden streitenden Nationen angehörig, einen besonders schwierigen Stand, und so ist es wirklich wunderbar, daß es ihnen gelungen ist, noch so ziemlich mit heiler Haut durch all die Kriegswirren hindurchzukommen. Freilich an vielen und schweren Verlusten hat es ihnen nicht gefehlt. Nächst Gott haben sie es wohl dem guten Rat ihres treuen Missionars zu danken, daß es ihnen nicht noch viel ärger ergangen ist. Jetzt sind sie die treuesten Verbündeten der Deutschen, und auch jetzt eben waren sie im Begriff, mit denselben zusammen wieder gegen Hendrik auszurücken.

Weil wir erst so spät am Abend des ersten Pfingsttages angekommen waren, so mußte ich meine Pfingstpredigt am zweiten Pfingsttag halten. Es war mir sehr angenehm, daß ich hier einmal wieder ohne Dolmetsch, einfach holländisch predigen konnte. Die Bastards sprechen nur holländisch. Für die Bergdamra, deren auch eine große Anzahl als Diener der Bastards auf dem Platze sind, hielt der Schulmeister Gertse am Abend noch einen besondren Gottesdienst in Nama. Am andern Morgen sollten die deutschen Soldaten, die ich hier getroffen hatte, und mit ihnen ein Teil der Bastards ausrücken. Diese Leute kamen

und baten mich, daß ich ihnen doch noch ein Wort Gottes mit auf den Weg geben möchte. Natürlich kam ich solcher Bitte sehr gerne nach. Im übrigen wurden die folgenden Tage benutzt, einmal um nach Hause zu schreiben und sodann selbstverständlich, um die Station und alles was damit zusammen hängt, zu inspizieren. Für die Post hatte ich diesmal sehr viel geschrieben. Aber um so größer war darum der Aerger, als es hieß, die Post sei verloren gegangen. Ein deutscher Herr, der nach Windhoek reiten wollte, hatte sich nämlich angeboten, die Briefe mitzunehmen. Von Seiten der deutschen Verwaltung ist noch immer keine Postverbindung hierher eingerichtet. Nun hatte dieser Herr aber, als er am Dienstag fortritt, den Weg verfehlt und war am Abend wieder auf Rehoboth angekommen. Erst am andern Morgen stellte es sich heraus, daß er unterwegs die ganze Post verloren hatte. Am Mittwoch wurde dieselbe vergeblich gesucht. Alle Welt, besonders einige Kaufleute von Rehoboth, die wichtige Briefe und Wechsel dabei hatten, waren ganz außer sich. Zum Glück fand sich dann am Donnerstag der Postbentel wieder, noch früh genug für den Abgang der Post in Windhoek.

Die Schule ebenso wie der Schulmeister machten einen guten Eindruck, nur waren die Kinder und auch der Lehrer allzu ängstlich. Freilich darf man seine Erwartungen nicht zu hoch stellen und muß im Aeußerlichen über vieles hinwegsehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die deutsche Regierung bald unsre Bitte erfüllte und uns für unsere Missionsschulen in Südwestafrika eben so eine Unterstützung zukommen ließe, wie das die kapische Regierung für unsre dortigen Schulen thut. Auch die Aeltesten, mit denen wir eine längere Unterredung hatten, namentlich über das schlimmste Laster des Bastards, das Trinken, dem sie als Frachtfahrer ganz besonders ausgesetzt sind, gefielen mir recht gut. Bruder Heidmann und seine Frau üben auch treulich Krankenpflege aus. Alle Morgen kamen, durch das Glöcklein gerufen, die Patienten zur bestimmten Stunde herbei, namentlich viel Augenkranke, und wurden von den beiden Geschwistern zusammen behandelt. Wir besuchten auch viele

Leute, kranke und gesunde, in ihren Häusern, u. a. einen schwindsüchtigen Jüngling, der aber auf sein Ende wohl vorbereitet war. Manche der armen Leute hatten durch den jüngsten Raub Hendriks ihre letzten Milchkühe verloren, wie sie uns mit trauriger Stimme sagten. Schön ist es übrigens, wie in solchen Zeiten die Leute sich untereinander helfen und unterstützen. Leider war die liebe Schwester Heidmann selbst leidend und zwar recht bedenklich. Doch war sie auf alles völlig gefaßt im festen Glauben an ihren Heiland.

Donnerstag, den 17. Mai, sollte es wieder weitergehen. Außer den Schulkindern, die uns auch hier das Geleite gaben, waren auch die meisten Erwachsenen erschienen, um uns noch einmal die Hand zu drücken. Rührend war mir die Dankbarkeit der Leute für das ihnen von mir gepredigte Wort Gottes. Manche wollten diese Dankbarkeit auch durch kleine Gaben bezeugen, so erhielten wir Eier und andere Sachen für unsere Reise. Bruder Heidmann gab uns noch ein gutes Stück das Geleit. Er hatte uns auch wieder Ochsen mitgegeben und für gute Leute gesorgt. So zogen wir denn getrost unsre Straße weiter. Ehe man nach Windhoek kommt, muß man das hohe und steile Awas-Gebirge passieren. Am zweiten Tage waren wir bis an dasselbe gekommen, ja hatten unvermerkt schon die größte Höhe, über welche der Weg führt, erstiegen. Hier gab es an verschiedenen Stellen wunderschöne Blicke in die großartige Gebirgswelt, wie denn überhaupt das ganze Land seit Rehoboth weit schöner geworden war, auch viel mehr Bäume gab es, als im Namalande.

Am dritten Tage waren wir schon sehr früh beim Vollmond aufgebrochen. Es war eine angenehme Ueberraschung, als wir mit der Zeit merkten, daß unser Weg kaum noch bergauf sondern mehr und mehr bergab ging. Aber freilich, es gab noch eine ganze Reihe recht böser Schluchten zu passieren, wo man jedesmal froh war, wenn der Wagen mit heiler Haut wieder auf der andern Seite angelangt war. Gerade an einer der schlimmsten Stellen begegnete uns ein langer Transport, Wagen mit Bedeckung dazu, die auf dem Wege zur Naukloof,

dem Kriegsschauplatz, waren. Uebrigens sagten die Soldaten hier überall statt Krieg das holländische Wort „oorlog“, denn, so meinten sie, Krieg könnte man das doch eigentlich nicht nennen, dazu war es ihnen nicht großartig genug. Schon ehe es mittag wurde, hatten wir Windhoek, den Sitz der deutschen Regierung erreicht.

Wenn Windhoek auch jetzt keine Missionsstation mehr ist, so wollten wir hier doch den Sonntag zubringen, einmal um mit den deutschen Herren bekannt zu werden, sodann um unsere ehemalige Station in Augenschein zu nehmen, endlich auch noch aus einem andern Grunde. Der Herr Major Leutwein hatte mir nämlich den schon von Seiten der Regierung ausgesprochenen Wunsch wiederholt, doch für die geistige Versorgung von Windhoek eine geeignete Persönlichkeit aussenden zu wollen. Dem wollen wir unserseits gerne nachkommen, darum lag mir natürlich besonders viel daran, den Platz selber anzusehen.

Zu allererst galt es aber nach unsrer Ankunft dort wieder für die Weiterreise zu sorgen. Die Ochsen von Rehoboth sollten uns nur bis hierher bringen. Wir sollten für die Weiterreise entweder in Windhoek selbst Ochsen bekommen von dem Herrn Schmerenbeck, oder Missionar Viehe wollte uns solche von Okahandja entgegen senden. Leider war aber der Brief an Missionar Viehe wieder hier liegen geblieben und Herr Schmerenbeck, der gerade im Begriff stand nach dem Kap zu reisen, konnte uns auch nicht sofort helfen, doch erbot er sich, uns einen Boten zu besorgen, der einen Brief an Bruder Viehe sofort überbringen konnte. Derselbe wurde dann sogleich abgefertigt und sollte womöglich noch am Sonntag Mittag in Okahandja ankommen.

Nachdem das in Ordnung gebracht war, begab ich mich zu den Herren von der Regierung, wohin mein Schwager schon vorausgegangen war, und fanden wir dort die allerliebenswürdigste Aufnahme. Als selbstverständlich wurde es angesehen, daß ich am folgenden Tage den sonntäglichen Gottesdienst halten würde. Auf Windhoek hat deutscher Fleiß doch schon manches zu stande gebracht. Eine Reihe stattlicher Häuser und ein kleines Fort sind erbaut und machen den Platz für die Eingebornen

fast uneinnehmbar. Außerdem sind einige hübsche Gärten und Wege angelegt. Auch ein kleines Hospital ist errichtet, in dem zwei Schwestern vom Verein für Krankenpflege in unsren Kolonien arbeiteten. Weshalb man hierfür gerade eine römische und eine evangelische ausgesandt hatte, ist mir freilich nicht recht klar geworden und ist auch schwerlich wohlgethan gewesen.

Am Abend machten wir noch einen Ritt nach Klein-Windhoek, d. h. dem Platze, wo unsre ehemalige Missionsstation war und wo jetzt eine Anzahl deutscher Ansiedler sich niedergelassen haben. Der Weg dahin geht über einige Hügel, an deren Abhängen wir die von den Deutschen eingeführten Kamele trafen, die aber augenblicklich nicht mehr gebraucht werden. Dort in Klein-Windhoek besuchten wir einige der Ansiedler, u. a. auch denjenigen, der in unserem ehemaligen Missionshause wohnt. Die deutsche Regierung hat dasselbe von uns übernommen und uns versprochen, wenn wir wieder dort eine Station anlegen wollen, uns ein entsprechendes Stück Grund und ebenso Material zu liefern. Das alte Missionshaus machte einen sehr behaglichen Eindruck, und ebenso war der Garten gut im Stande gehalten. Von den Ansiedlern treiben übrigens die allermeisten nebenher auch Handel.

Wir logierten die Nacht bei den Herren von Lindequist und Duft und wurden mit der größten Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit bewirtet. Der Gottesdienst, den ich am andern Morgen im Regierungsgebäude hielt, war sehr gut besucht. Mittags speisten wir wieder draußen im Garten. Nachmittags hatte ich noch eine Amtshandlung zu verrichten; eine Frau, eine Deutsche, die hinter Klein-Windhoek in einem einsamen Zelte wohnte, hatte mich gebeten, ihr Kind zu taufen. Von dort zurückgekehrt, machte ich mich noch am Abend allein auf den Weg mit unsrem Wagen; mein Schwager blieb die Nacht noch bei den Herren zurück. Wir fuhren im Mondschein noch ein ziemliches Stück durch die herrliche, gut bewachsene Gegend. Unterwegs hörte ich aber von meinen Leuten schon einen Bericht, der nichts weniger als erfreulich war. Sie hatten nämlich durch andere Fuhrleute erfahren, daß der Bote, den wir nach

Okahandja gesendet hatten, einmal wieder nach der bekannten Weise der Afrikaner gehandelt hatte. Er hatte nämlich all seine Wegzehrung gleich von vorneherein aufgezehrt und sich dann ganz nahe bei Windhoek unter einem Busch ein Feuer angemacht und dort erst einmal die Nacht ausgeschlafen. Nun war natürlich so viel klar, daß er unmöglich am Sonntag noch nach Okahandja hatte kommen können. Wann also die erwarteten Ochsen kommen würden, das konnte niemand sagen. Daran war nun aber nichts mehr zu ändern, und wir mußten nur darauf los fahren. Ich hatte mit diesen unsren Leuten von Rehoboth ausgemacht, daß sie uns noch bis Okapuka bringen sollten; dort langten wir am Montag schon vor Mittag an. An der eigentlichen Haltestelle fuhren wir vorbei, weil dort ein an der Lungenseuche gefallener Ochse unbegraben dicht neben dem Wege lag. So fuhren wir noch ein Stückchen weiter und spannten unter einem schönen Baume aus. Es dauerte nicht lange, da kam mein Schwager und mit ihm unsre beiden freundlichen Gastwirte von Windhoek zu Pferde dort an. Nachdem wir nun noch mit ihnen uns dort unser Mittagessen bereitet, — ein erlegtes Perlhuhn wurde mit vereinter Kochkunst von uns gebraten — verließen uns die beiden Herren und wir waren auf's Warten angewiesen. Den ganzen Nachmittag warteten wir vergeblich auf die Ochsen; die Nacht verging und noch immer wollte sich nichts sehen lassen. Was nun machen? Daß diese unsre Ochsen uns bis Okahandja bringen könnten, daran war nicht zu denken, schon einfach aus dem Grunde, weil von dorther kein Ochse der Lungenseuche wegen nach Okahandja kommen durfte. Mit Mühe überredeten wir endlich unsre Leute, uns noch einen Schoft weiter zu fahren, dort sollten sie uns stehen lassen und umkehren, wir wollten dann dort in Gottes Namen warten bis daß die Ochsen kämen. Aber wir waren doch froh, daß wir dieses etwas gewagte Experiment nicht zu machen brauchten. Wir waren nämlich noch kaum zwei Stunden weit gefahren, da sagte mein Schwager, der neben mir vorn im Wagen saß: „Da kommen zwei Reiter uns entgegen.“ Ich wußte sofort, daß das Bruder Viehe aus Okahandja sein müsse, und

Herero.

richtig, er war's auch mit seinem Gehilfen. Nun war unsre Verlegenheit am Ende. Der treue Bruder hatte wirklich das Unmögliche möglich gemacht. Der faule Bote war nämlich erst am Abend vorher bei ihm angekommen. Sofort hatte Missionar Viehe noch in der Nacht Ochsen aufzutreiben gewußt und war dann um 3 Uhr morgens mit seinem Begleiter uns entgegen geritten. Mit erleichterten Herzen fuhren wir nun zusammen weiter bis an die Haltestelle; unterwegs gab es viel zu fragen und zu erzählen. Am meisten war Bruder Viehe darüber froh, daß unsre Reise bis dahin so glatt verlaufen, und daß wir also doch rechtzeitig nun im Hererolande angekommen waren.

Nachdem wir an der Haltestelle zu Mittag gegessen und unsre Leute von Rehoboth mit einem Briefe an Missionar Heidmann entlassen hatten, machte Bruder Viehe mir den Vorschlag, daß ich mit ihm von dort querfeldein nach der ehemaligen Missionsstation Otyizeva reiten sollte, um dann hernach den Wagen an einer andern Stelle wiederzutreffen. Wir erwarteten nämlich die Ochsen jetzt ganz bald; mein Schwager sollte mit Viehes Begleiter dieselben an der Haltestelle empfangen. Mit Freuden ging ich auf diesen Plan ein und so ritten wir beiden, allerdings ohne Weg und Steg, durch Wald und Busch, übrigens lauter Dornbüsche, über Berg und Thal in zwei Stunden nach Otyizeva. Gegen 4 Uhr kamen wir dort an. Der Platz liegt wunderschön, am Ufer eines Flusses, und jenseits desselben bietet sich ein herrliches Gebirgspanorama, das jetzt gerade in der Abendbeleuchtung doppelt schön dalag. Nachdem wir das ehemalige Missionshaus, in dem jetzt der Lehrer wohnt, und die immer noch nicht fertige Kirche besehen und die Leute begrüßt hatten, mußten wir an den Rückweg denken. Es war nicht mehr sehr weit bis zum Sonnenuntergang, und obgleich wir unsre Pferde tüchtig laufen ließen, wurden wir doch von der Dunkelheit überrascht, verloren den Weg und mußten zuletzt nur unsren Pferden die Zügel auf den Nacken legen und uns ihrem Instinkte überlassen. Dieselben brachten uns denn auch wirklich, freilich mitten durch die Büsche, an unsren Bestimmungsort, Otyihaavara. Hier aber gab es eine arge Enttäuschung. Wir

hatten erwartet, dort den Wagen zu treffen, aber statt dessen trafen wir die Leute, die eben erst die Ochsen von Okahandja aus gebracht hatten. Dieselben hatten nämlich, als sie sich ganz früh am Morgen auf den Weg gemacht, unterwegs außer den Pferdespuren auch Spuren von Ochsen gesehen, hatten gemeint, der Missionar müsse doch wohl inzwischen anderwärts schon andere Ochsen gefunden haben und — waren wieder nach Hause gegangen. Zum Glück hatte aber der Vater des Treibers gesagt: „Nein, ich habe Mijnheer versprochen, meine Ochsen zu senden; macht, daß ihr fortkommt!“ Und so hatte er die Leute wieder auf den Weg getrieben; aber fünf Stunden waren darüber verloren gegangen und wir mußten nun hier warten, bis daß die Ochsen unsern Wagen hierher brachten. Natürlich hatte mein Schwager inzwischen eine ebenso lange Geduldsprobe bestehen müssen.

Wir machten uns ein Feuer an und bald war mein lieber Viehe eingeschlafen; er hatte ja auch schon einen langen anstrengenden Tag hinter sich. Es dauerte denn auch noch bis Mitternacht, ehe unser Wagen endlich ankam. Aber trotzdem es so spät geworden, machte sich Missionar Viehe dann doch noch wieder aufs Pferd und ritt noch in der Nacht nach Haus. Er ist an dem Tage nicht weniger als 17 Stunden im Sattel gewesen! Wir dagegen übernachteten dort und hatten am andern Tage noch 7 Stunden lang zu fahren, ehe wir am Nachmittag Okahandja erreichten.

Okahandja, gewissermaßen der Hauptplatz des Landes, weil hier früher der Oberhäuptling Maharero und jetzt dessen Sohn und Nachfolger, Samuel Maharero wohnt, hat eine recht hübsche Lage, an einem stattlichen Strom, der wenigstens jetzt noch Wasser hatte, und jenseits desselben eine ansehnliche Bergkette, deren höchster Gipfel den Namen Kaiser Wilhelms-Berg erhalten hat. Der ganze Platz ist mit einer grünen Rasendecke bekleidet, hier zu Lande eine große Seltenheit, und hat viele, in geraden Reihen erbaute Steinhäuser. Leider waren die Bewohner größtenteils nach dem benachbarten Osona gezogen. Es hing das mit Uneinigkeiten wegen der Erbfolge zusammen. Sie

kamen aber doch von dort Sonntags alle zum Gottesdienste. Auf der Station im Orte selbst wohnte jetzt im Hause des früheren Missionars Diehl der junge Bruder Möller. Wir waren aber draußen vor dem Orte im neu erbauten Augustineum, der Wohnung des Bruders Viehe, eingekehrt. Derselbe hat dies stattliche und sehr praktisch eingerichtete Gebäude selbst vor einigen Jahren erbaut und unterrichtet nun in demselben seine Zöglinge, augenblicklich 9 an der Zahl, und im Unterschiede von den Zöglingen in Keetmannshoop, fast lauter große stattliche Burschen. Ueberhaupt sind ja die Herero viel größer als die Nama, man findet unter ihnen wahrhaft imponierende und bildschöne Gestalten.

Die Konferenz sollte am 10. Juni in Otyimbingue anfangen; wir waren nun hier am 23. Mai angekommen, hatten also reichlich Zeit, uns inzwischen die beiden Stationen Okahandja und Otyosazu anzusehen. Am ersten Tage nahm ich Teil am Unterrichte der Zöglinge des Augustineums, die u. a. auch im Deutschen unterrichtet wurden. Auch besuchten wir einige Leute im Orte, darunter den kranken Schullehrer und die Witwe des leider so früh verstorbenen Willem Maharero, mit dem viele Hoffnungen für unsre Mission ins Grab gesunken sind. Am Abend kam auch Missionar Irle von Otyosazu herüber, um uns zu begrüßen und uns dorthin zu holen. Es schien nämlich am passendsten zu sein, wenn wir erst dort alles besähen und dann hernach noch einige Tage in Okahandja blieben.

Am andern Morgen machten wir aber erst noch eine Tour nach dem Kaiser Wilhelm-Berge. Die Besteigung desselben bietet keine besonderen Schwierigkeiten, nur der Gipfel ist recht steil; die Aussicht von oben in das ganze Gebirgsland ist sehr lohnend. Am Nachmittag ritten wir dann, und zwar auf dem weiteren aber bedeutend besseren Wege, in $4^1/_2$ Stunden nach Otyosazu. Auch hier überraschte uns wieder die Dunkelheit, ehe wir unser Ziel erreicht hatten, aber wir hatten ja einen guten Führer bei uns und so blieben wir auf dem rechten Wege. Für den Ochsenwagen ist der Weg übrigens recht

Die Herero-Konferenz.

Kremer. Meyer. Wulfhorst. Lang.
Möller. Riechmann. Schaar. Eich. v. der Reck. Stahlhut.
Irle. Viehe. Schreiber. Böhm. Heidmann. Bernsmann.

schlimm; zu Reiten ist er dagegen ganz angenehm. In der Frau Missionarin, der Tochter unsres seligen Inspektors von Rohdan, begrüßte ich ja eine alte Bekannte, und war es mir besonders lieb, daß wir uns hier fast fünf Tage lang aufhalten und also ordentlich mit einander warm werden konnten.

Otyosazu liegt auf einer ziemlich großen Ebene gleichfalls am Rande eines jetzt noch laufenden Flusses. Die Berge sind hier nicht so malerisch wie in Okahandja. Die Hütten der Eingebornen liegen sehr zerstreut, Steinhäuser giebt es nur sehr wenige. Die Kirche ist sehr nett und für die Leute ausreichend groß genug. Das Missionshaus ist ganz behaglich und der Garten sehr wohl gepflegt. Hier fanden wir mehr Leute als auf Okahandja, die größte Zahl der Kirchgänger am Sonntag kam aber von dem Filial Okatumba. Die dortigen Leute sind Bandjeru, d. h. sie gehören zu diesem besondren, im Osten des Landes wohnenden Stamme. Hier hatte ich nun zum ersten Mal in einer Herero-Gemeinde zu predigen und den eigentümlichen Gottesdienst zu sehen Gelegenheit. Das Besondere daran ist die reich und schön ausgestaltete Liturgie, und daß an derselben die Heiden und im Taufunterricht befindlichen nicht teilnehmen dürfen; dieselben kommen erst nach der Liturgie herein. Man kann ja über diese Einrichtung verschiedener Meinung sein, unsre Herero-Missionare sind aber der Ansicht, daß sich dieselbe als recht segensreich bewährt hat.

Das, was sich auf allen Stationen wiederholte, will ich nur lieber von jetzt an mit Stillschweigen übergehen, wie Besuch der Schule, Unterredung mit den Aeltesten und anderen Gemeindegliedern. Am Nachmittage des folgenden Tages machten wir einen Ritt nach dem Filial Okatumba. Dort fanden wir sehr viele Leute, und weil einige der Frauen nicht hatten zum Gottesdienst kommen können, so baten dieselben, ich möchte ihnen doch dort in dem sehr einfachen Buschkirchlein noch einen Gottesdienst halten. Das geschah, und ich hatte 130 aufmerksame Zuhörer. Natürlich mußte Bruder Irle dolmetschen. Ehe wir wieder fortritten, besuchten wir noch einen armen Knaben, der durch einen Sturz eine schwere doppelte Verrenkung des Beines

Täuflinge in Otyosaza.

erlitten hatte. Leider konnte ich ihm nicht helfen, riet ihm aber, sich nach Windhoek zum Arzt bringen zu lassen.

Am Dienstag bestiegen wir einen benachbarten Berg, von dessen Gipfel man eine herrliche Rundsicht über einen großen Teil des Hererolandes genießt. Nachmittags wohnte ich dem Unterricht der Taufbewerber bei, 40 an der Zahl, die auf die an sie gerichteten Fragen gut zu antworten wußten. Mittwoch Morgen mußte dann die Rückreise nach Okahandja angetreten werden. Wir ritten diesmal den kürzeren, interessanteren, aber dabei viel schlechteren, alten Weg. Bruder Irle ließ es sich nicht nehmen, uns bis nach Okahandja zu begleiten. Dieser Weg führte durch eine wilde Bergpartie. In Okahandja hatten wir nun noch weitere vier Tage Zeit. Außer den gewöhnlichen Beschäftigungen für mich hatte ich hier auch Gelegenheit, einer Trauung beizuwohnen; der Lehrer von Otyosanzu hatte Hochzeit. Beide, Braut und Bräutigam, trugen weiße Binden als Zeichen, daß sie sich in allen Ehren trauen lassen konnten. Die Braut hielt sich während der ganzen Handlung krampfhaft ihr Gesicht zu. Interessant war, daß der Bräutigam bei dem Missionar sich ein Pfund Sterling geborgt hatte, um seiner Braut das Hochzeitskleid zu kaufen, und dagegen bei dem Kaufmann sich die gleiche Summe geborgt, um die Trangebühren zu bezahlen. Ueberhaupt sind die Herero sehr große Freunde vom Borgen, selbst dann, wenn sie es sehr gut bezahlen können.

Am Sonntag fand die Taufe von 35 Erwachsenen und 6 Kindern statt, dies waren lauter Herero. Eine fast eben so große Zahl von Bergdamra blieb für jetzt noch zurück. Unter den Getauften befand sich auch eine der nachgelassenen Frauen Mahareros, die einen sehr guten Eindruck machte.

Natürlich besuchten wir auch in diesen Tagen Mahareros Haus und Grab. Bei dem Hause hörten wir die Geschichte der erbitterten Kämpfe mit den Namas, die sich dort abgespielt haben; bei dem Grabe, mit seinem heidnischen Schmucke von Ochsenhörnern, überkam mich ein sehr schmerzliches Gefühl: Wie lange Jahre hat dieser Mann Gottes Wort aus so vieler treuer Zeugen Mund gehört und doch ist er als Heide gestorben!

Am Sonntag Nachmittag fand noch eine gemütliche Versammlung für die neu Getauften in der Schule statt. Zuerst hatten sie dort miteinander Kaffee getrunken, und dann folgten noch eine Reihe Ansprachen. Außer dem Missionar und mir sprachen die beiden Aeltesten und zwar sehr gut und eindringlich.

Der junge Bruder Möller, der in Miss. Diehls Stelle eintreten soll, ist noch mit dem Studium der Sprache beschäftigt, doch hoffte er bald die Gemeinde übernehmen zu können. Das Missionshaus im Orte scheint feucht zu sein und wird wohl umgebaut werden müssen. Montag den 4. Juni bestiegen wir nun wieder nach dieser langen Ruhepause unsren Ochsenwagen. Br. Viehe geleitete uns bis nach Barmen, das wir am Nachmittage noch bei guter Zeit erreichten. Auf dieser Station ist jetzt kein europäischer Missionar, sondern nur ein inländischer Lehrer, Traugott, ein Schüler des seligen Br. Büttner. Es ist übrigens eine schöne und auch schön gelegene Station, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir doch wohl besser wieder einen europäischen Missionar hierher setzen würden. Wie fanden eine ansehnliche Anzahl Leute hier, gegen 150 Personen versammelten sich in der stattlichen Kirche, die seinerzeit Missionar Brincker erbaut hat. Ich hatte an ihnen sehr aufmerksame Zuhörer. Auch das Missionshaus ist noch in ziemlich gutem Stande. In der folgenden Nacht, die wir in unsrem Wagen zubrachten, war es wieder einmal recht kalt. Am Morgen waren unsre Wassersäcke, die draußen am Wagen hängen, steif gefroren. Auch im Wagen spürt man die Kälte doch sehr und ist das Erwachen und Aufstehen an solch einem kalten Morgen mit das unangenehmste, was es auf solcher Reise giebt. Während der Nacht hatten wir noch einen besonderen Besuch an unserm Wagen. Ein Stier schien nicht wenig erbost über uns Eindringlinge und umkreiste mit wütendem Gebrüll unsern Wagen, bis ich ihn durch einen kräftigen Schrei aus dem Innern heraus in die Flucht trieb.

Am andern Morgen besichtigten wir erst noch den ehemaligen Missionsgarten und eine nahegelegene Felsenkette, von der aus die Herero während dem letzteren größeren Gefecht die Namas

beschossen haben, und dann ritt Br. Viehe wieder heim. Wir sollten hier neue Ochsen von Otyimbingue bekommen und diesmal ließen dieselben auch nicht lange auf sich warten, sondern trafen rechtzeitig ein. So konnten wir uns denn schon um 10 Uhr morgens auf den Weg machen. Der Weg von hier nach Otyimbingue gehört zu den schlechtesten im Lande, weshalb man auch gewöhnlich den weitern Weg nördlich von Barmen wählt. Wir hatten aber gerne auch diese Station sehen wollen. Unterwegs mußten wir mehrere Male das breite sandige Bette des Swachaubflusses passieren. Das war aber keineswegs das Schlimmste an dem Wege. Viel ärger waren die bösen Felspartieen, über die der Wagen holpern mußte. Allerdings wurde das Auge auch unterwegs vielfach erquickt durch herrliche Blicke in die Berge. Wir hatten auf diesem Teil unsrer Reise außer unsern drei Leuten noch 7 Mitläufer beim Wagen. Das ist nämlich eine verbreitete Unsitte der Herero, daß sie sich irgend einem Wagen, der grade ihrer Straße zieht, anhängen und dabei als selbstverständlich ansehen, daß sie dann auch mit beköstigt werden. Diesmal ließen wir es uns gefallen, weil die meisten unsrer Mitläufer mit zur Konferenz wollten oder doch sonst Beziehungen zur Mission hatten. Einen Vorteil hatten wir davon, nämlich daß der Wagen in unglaublich kurzer Zeit angespannt wurde. Aber andrerseits hinderte dieser große Troß unsre Ochsen nicht daran, daß sie in der Nacht wegliefen. Das war das erste Mal, daß uns solches passierte. Diesmal kamen wir aber noch mit einem blauen Auge davon, da sie nach zwei Stunden schon wieder gefunden wurden. So konnten wir denn noch bis an den beabsichtigten Ort, Uitdraai, kommen. Drei Stunden vorher hatten wir von einem Berge aus einen herrlichen Blick bis nach Otyimbingue hin und in die ganze Gebirgswelt gehabt. Von da an ging der Weg stundenlang abwärts. Ueberhaupt waren wir von Otyosazu bis hierher mehrere tausend Fuß bergabgefahren.

Als wir am andern Morgen eben uns angekleidet und gefrühstückt hatten, kam eine ganze Kalvalkade, um uns zu begrüßen, von Otyimbingue angeritten. Da waren die Missionare

Altes Missionshaus (Unsre Wohnung) in Otyimbingue.

Stahlhut, Wulfhorst und Meyer; den ersteren hatten wir in Stellenbosch gesehen, er war inzwischen über See ins Hereroland gereist. Auch Schwester Wulfhorst, die eine tüchtige Reiterin geworden ist, war mit dabei und andre Herren und Damen von Otyimbingue. Wegen einer kleinen Verletzung am Bein konnte ich leider von dem auch für mich mitgebrachten Pferde keinen Gebrauch machen, ließ also meinen Schwager mit ihnen reiten und kam im Wagen nach. Schwester Wulfhorst leistete mir Gesellschaft.

So langten wir also am 7. Juni schon früh auf der Station an. Otyimbingue, unsre älteste Hauptstation im Lande, liegt am Swachaub auf hohem Ufer, an der Stelle, wo ein andrer Fluß vom Norden in denselben einmündet. Der Platz ist sehr ausgedehnt und hat eine ganze Reihe von Häusern von Europäern. Auch unsre Mission hat eine ganze Anzahl Gebäude dort, obwohl wir schon einige abgetreten haben. Es ist hier eine ziemliche deutsch-holländische Gemeinde, dann Bastards, Herero und Bergdamra, sodaß der Missionar eigentlich vier Gemeinden in drei Sprachen zu bedienen hat, und darum viel zu viel Arbeit. Der Platz ist bekanntlich wer weiß wie oft von den Namas angegriffen, aber eigentlich noch nie ganz erobert. Jetzt liegen hier eine Anzahl deutscher Soldaten, die in einem unsrer ehemaligen Missionsgebäude, das die Regierung von uns übernommen hat, und in dem dazu gehörigen schönen Garten ein sehr gutes Unterkommen gefunden haben. Die Kirche ist sehr nett, aber leider viel zu klein. Der erste Tag war hauptsächlich den vielen Begrüßungen und der Besichtigung des ganzen Platzes gewidmet. Am Abend hielt ich für die Deutschen, Soldaten und andere, eine Art Bibelstunde im Hause des Missionar Meyer. Derselbe hatte übrigens vortrefflich für die Unterkunft der vielen Missionsgeschwister gesorgt, die alle, teils in seinen Häusern, teils bei den befreundeten Herren Hälbich und Redeker angenehmes Logis für die Tage der Konferenz fanden. Es waren im ganzen 14 Missionare, und zwar alle mit ihren Frauen da. Es war mir aber sehr lieb, daß wir erst noch zwei Tage bis zur Konferenz hatten, sodaß

Die Schwestern auf der Konferenz.

Fr. Kremer Fr. Lang. Frl. Böhm. Frl. Böhm. Fr. Kremer. Fr. Wulfhorst.
Fr. Bernsmann. Fr. Meyer. Fr. Böhm. Fr. Viehe Fr. Schaar.
Bernsmanns Kinder.

ich auch hier erst die Station gehörig inspizieren konnte. Von den verschiedenen Schulen gefiel mir besonders die Bergdamra-Schule, die 84 Kinder zählte, und in der verhältnismäßig Gutes geleistet wurde. Freilich muß man über Vieles hinwegsehen können, namentlich was das Aeußere betrifft.

In diesen Tagen kam auch der deutsche Schulvorstand zu mir, um die Bitte um einen zweiten Missionar, der zugleich ihre Kinder unterrichten soll, mir mündlich vorzutragen, wie das schon früher schriftlich geschehen war. Ich konnte ihnen nur versprechen, daß wir dieser Bitte gern nachkommen wollen, sobald wir eine dafür geeignete Persönlichkeit gefunden haben. Bis jetzt hat Missionar Meyer auch diese Arbeit auf sich genommen. Zum Dank für das, was unsre Mission diesen Europäern bisher an guten Diensten geleistet hat, wurde mir übrigens am Sonntag die Summe von £ 32, also 640 Mk. überreicht.

Bis zum Sonnabend Abend hatten sich alle Missionsgeschwister eingefunden, und so konnte denn am Sonntag die Konferenz durch einen feierlichen Gottesdienst angefangen werden. Es traf sich so, daß grade in diesem Jahre unsre Herero-Mission auch ihr 50jähriges Jubiläum feierte. Das gab mir Veranlassung, in dieser Eröffnungspredigt über das Wort Pauli (2. Korinth. 4, 1) zu reden, und auszuführen, warum auch wir im Werke der Herero-Mission nicht müde werden dürfen und wollen. Bleibt auch noch sehr viel zu wünschen übrig und ist auch viel Grund da zum Seufzen, namentlich was die Sittlichkeit der Herero-Christen anbetrifft, so haben wir doch auch sehr viel Grund dankbar zu sein und getrost weiter zu arbeiten. Die beiden Veteranen unsrer Herero-Mission, Hahn und Rath, die ja beide noch leben und die ich auch beide auf dieser meiner Reise gesehen habe, sagen übereinstimmend, daß sie damals vor 50 Jahren es nicht für möglich gehalten hätten, daß der Herr in 50 Jahren so viel aus diesem Volke machen könnte. Der Morgengottesdienst war für die Herero und Weißen gewesen. Ich hatte Holländisch gepredigt und es wurde ins Herero übersetzt. Nachmittags mußte ich noch einmal für die Berg-

damra predigen, die in großer Anzahl gekommen waren. Ich sprach wieder Holländisch und mein Dolmetsch war diesmal ein Mädchen, das seine Sache ganz vortrefflich machte. Abends hatten wir dann noch ein schönes Zusammensein in dem großen Geschwisterkreise. Grade dieser gemütliche Verkehr und Gedankenaustausch mit unsren sämmtlichen afrikanischen Missionaren — mit Ausnahme eines einzigen, Br. Meisenholl, habe ich sie alle gesehen — war in meinen Augen auch ein sehr wichtiges Stück meiner ganzen Reise.

Die folgenden drei Tage hielten wir nun die Konferenz. Die Beratungen dauerten alle Morgen von 8 bis 12 und nachmittags von 2 bis 5 Uhr. In einer so ausgedehnten und weit verzweigten Arbeit giebt es natürlich viel zu besprechen, aber wir hatten nun ja auch reichlich Zeit. Eigentlich hatte einer der Herren von Windhoek, Herr von Lindequist, auch an unsren Beratungen teilnehmen wollen, war aber doch verhindert worden zu kommen. Es wäre uns sehr lieb gewesen, wenn dieser Herr auf die Weise einmal einen gründlichen Einblick in die Ausdehnung unsrer Missionsarbeit bekommen hätte. Mittags und abends waren wir immer bei Meyers oder auch in einem der andern Häuser zusammen. Es waren wunderschöne Tage der brüderlichen Gemeinschaft. Mein Schwager, der natürlich an den Beratungen nicht teilnehmen konnte, hatte inzwischen einen kleinen Jagdzug gemacht und zwar auch so glücklich gewesen, eine große Antilope, Kudu genannt, zu erlegen.

An einem der Konferenztage wurden auch die 14 anwesenden Aeltesten und Evangelisten in unsre Versammlung gerufen, um auch mit ihnen die Angelegenheiten der Gemeinden zu besprechen und ihnen ein ernstes aber auch ermutigendes Wort zu sagen. An einem der Abende hielt ich noch einmal für die Herero einen Gottesdienst. Das Wort, das ich da geredet habe, ist manchen vielleicht zu scharf gewesen, aber ich hoffe doch, daß es nicht vergeblich gewesen ist.

Ganz besonders schön war auch noch der Schluß der Konferenz am Donnerstag. Nachdem wir das Protokoll unter-

schrieben hatten, fand in der Kirche Abendmahlsfeier statt. Das besondre und ergreifende dabei war, daß fünf verschiedene Nationalitäten dabei vertreten waren: Deutsche, darunter auch eine ganze Anzahl Soldaten, Holländer, Bastards, Herero und Bergdamra, und daß also nach einander in vier verschiedenen Sprachen das Abendmahl ausgeteilt wurde. Da bekam man so recht einen Vorschmack von dem „Eine Herde unter dem einen Hirten". Es nahmen über 200 Seelen an der Feier teil. Dann gab es noch ein sehr schönes gemeinsames Mittagsmahl im Missionshause und dann schlug die Abschiedsstunde. 30 Jahre lang bin ich auf dem Wege nach Otyimbingue gewesen, wie ich auch dort den Leuten sagte; denn ich habe mich vor 30 Jahren für Otyimbingue bei unsrer Mission gemeldet. Ob ich nun, nachdem ich es einmal gesehen, nicht vielleicht auch noch ein zweites Mal hinkommen werde? Gott weiß es. Aber ich sagte jedenfalls den lieben Geschwistern beim Abschied: Auf Wiedersehen!

Mein Schwager war schon am Morgen mit dem Wagen vorausgefahren. Es ging nämlich darum, daß wir bis zum Sonntag in Omaruru sein wollten und das sind drei gute Tage zu fahren, 28 Fahrstunden. Bruder Meyer und ich ritten nun nachmittags hinter dem Wagen drein, zunächst wieder ausgeleitet von einer ganzen Schar Reiter und Reiterinnen. Es war nämlich auf der Konferenz unter andern auch beschlossen, daß für den Bruder Kremer und seine Bergdamras, die sich auf Zumamas oder Otyombuima niedergelassen haben, eine andere und bessere Station gesucht werden müsse. Wie man sagte, sollten aber am untern Omaruru-Flusse einige schöne Plätze sein und wurde Missionar Meyer beordert, im Verein mit den andern Brüdern, die in diesem Teile des Landes wohnen, eine Untersuchungsreise dahin zu machen. So fuhr er gleich mit uns und gab uns auch wieder seine Ochsen mit. In der ersten Nacht holte uns auch noch Bruder Bernsmann mit seinem Wagen und seiner Familie ein, so daß wir am andern Morgen wieder mit zwei Wagen und einer ganzen Missionsfamilie zusammen weiterfahren konnten. Bruder Bernsmann kannte den

Chriſten von Olyimbingue.

Weg ganz vortrefflich und das war sehr angenehm. An diesem zweiten Tage hatte mein Schwager ganz besonderes Jagdglück. Es sollten dort in der Gegend Kudus sein und so ging er vor den Wagen her auf die Suche, und richtig, nach kaum einer halben Stunde kam sein Begleiter, ein Bergdamra, mit strahlendem Gesicht zum Wagen: Een groot Kudu! Kaum 5 Minuten weit vom Wege hatte mein Schwager ein ganz gewaltiges Tier, so groß wie ein Ochse, mit riesigen Hörnern, erlegt. Die Wagen mußten halten und alles eilte hin, um die Beute zu zerlegen. Das gab Fleisch für alle auf viele Tage. Die Leutchen hatten aber an der großen Leber, die sie sofort auf einem Feuer brieten, des Guten wohl zu viel gethan. Hernach trafen wir einige Frauen, die auch in bekannter Weise sich an den Wagen angeschlossen hatten, am Wege sitzend, die uns versicherten: Wir sind tot an der Kudu-Leber. Nun ist ein Herero freilich immer schnell mit dieser Redensart bei der Hand, und der Schaden war auch hier bald geheilt. Auf diesem Teile unsrer Reise konnten wir nun wieder die Sorge für das Kochen der Schwester Bernsmann überlassen; dieselbe machte uns denn auch gleich Kudu-Beefsteaks.

Wir mußten übrigens diese beiden Tage noch tüchtig fahren, einmal bis nachts 12 Uhr, um unser Ziel zu erreichen. Unterwegs hatten wir wieder herrliche Blicke, hier auf das gewaltige Erongo-Gebirge. An einer Stelle trafen wir eine Anzahl heidnischer Herero-Frauen, eine derselben trug im Gesicht die Spuren von einem gewaltigen Schlage. Mit lachendem Munde antwortete sie auf unsre Frage, daß sie von ihrem Manne Schläge bekommen habe: „Wir Hererofrauen taugen alle nichts, wir müssen zuweilen geschlagen werden.“ Am andern Tage begegneten wir einigen Herero, die uns nach beliebter Weise um omakaja, d. h. Tabak, anbettelten und dazusetzten: „Wir sind ja doch alle Kinder Gottes.“ Natürlich waren dies noch Heiden, die nun, was sie von der Predigt irgendwo aufgeschnappt hatten, in dieser Weise verwendeten.

Ehe wir am Sonnabend Abend Omaruru erreichten, wurden wir kurz vor dem Orte durch zwei „Soldaten“ des Häuptlings

Hererofrauen.

Manasse angehalten und gebeten, doch gleich zum Häuptling zu kommen, der dort dicht am Wege auf seiner Werft wohnte, in einem neuen Steinhause. Dieser Häuptling hat eine lange, aber leider recht traurige Geschichte. Er war früher Lehrer und Aeltester der Gemeinde Omarnru und als solcher Jahre lang eine gute Stütze des Missionars. Aber nun wurde er von seinen Stammesgenossen zum Häuptling gewählt; als solcher mußte er die ganze Erbschaft des früheren Häuptlings antreten, darunter auch alle dessen Weiber. Dieser großen Versuchung war leider Manasse nicht gewachsen und wurde so seinem Christenglauben untreu; aber doch ist er keineswegs, obwohl natürlich aus der Gemeinde ausgeschlossen, ganz los von dem, was er früher gelernt und bekannt. Er weiß, daß das Christentum die Wahrheit ist und daß er sich auf dem verkehrten Wege befindet; dazu hat nun auch der Herr ihn mit böser Krankheit heimgesucht. Im vergangenen Jahre wurden seine Schmerzen so schlimm, daß er die Angst bekam und alle seine Weiber usw. im Stiche ließ und wieder auf die Station und zu seiner ehemaligen rechtmäßigen Frau zurückkehrte. Leider scheint diese es auch nicht richtig angefangen zu haben, kurzum, es hielt nicht lange vor, da war er wieder draußen, wo ich ihn nun auch auf seinem Krankenlager traf. Ich konnte ihn am Abend nur kurz sprechen, sagte ihm aber, daß ich am andern Tage noch einmal kommen würde. Das habe ich denn auch am folgenden Nachmittag gethan und habe da durch Vermittlung eines Dolmetsch ein recht ernstes Wort zu ihm geredet, das er auch gut aufgenommen hat. Er sandte mir zum Dank ein Schaf. Aber ob er sich wohl wirklich dazu aufraffen wird, alle die Stricke, die ihn binden, wozu auch noch der Trunk gehört, zu durchbrechen? Schade, daß sein Missionar, Bruder Dannert, noch nicht dort war! Derselbe würde jedenfalls einen großen Einfluß auf seine Entschließungen haben. Ueberhaupt hat die lange Abwesenheit des Missionars von Omarnru der Station und der Gemeinde offenbar nicht gut gethan. Der Lehrer und wer sonst zur Pflege der Gemeinde eingesetzt waren, haben ihr Amt nicht gut verwaltet und so wird Bruder Dannert bei seiner

Kirche in Omaruru.

Rückkunft hier keine kleine Aufgabe haben, alles wieder ins gute Gleise zu bringen.

Am Sonntag Morgen hielt ich in dem netten Kirchlein vor einer ziemlichen Zuhörerschaft Gottesdienst. Wir logierten in dem leeren Missionshause und wurden bewirtet von dem finnischen Missionsbruder Pyrainen, der hier als Agent für die finnischen Missionare im Ovambolande stationiert ist, ihnen ihre Güter ꝛc. zu besorgen, der aber jetzt in Abwesenheit unsres Missionars sich hier recht einsam fühlte. Früher hat derselbe auch einen kleinen Laden gehabt, hat das aber jetzt ganz daran gegeben. Die Herero hatten es ihm zu arg gemacht mit ihrem unverschämten „Kaufen auf Borg", wogegen kein Widerstreben hilft, so lange der Kaufmann noch irgend etwas im Hause hat, und so gutmütig ist, wie dieser liebe Bruder. Es ist dies Borgen eigentlich nur eine andere Art von Räuberei, denn z. B. ist Bruder Pyrainen von den Hereros einmal einfach so lange in seinen Laden eingeschlossen worden, bis er ihnen gab, was sie forderten.

Schwester Bernsmann war schon am Sonntag Nachmittag nach Bernsmanns Station, Omburo, vorausgefahren, während ihr Mann noch bei uns blieb. Nachdem wir dann am Montag noch die Schule inspiziert, machten wir beide, mein Schwager und ich, uns zusammen mit Bruder Bernsmann zu Pferd auf den Weg ebendahin. Pferde hatten uns einige Herren von Omaruru freundlich geliehen. Bei diesem Ritte hatten wir zunächst auch Gelegenheit, die Lage und Umgebung von Omaruru noch besser in Augenschein zu nehmen. Es liegt an dem gleichnamigen ziemlich bedeutenden Flusse in ziemlich gut bewaldeter Gegend. Im Flußbette wird jetzt von den Herero, die solches von unsren Missionaren gelernt haben, in ausgedehntem Maße Kornbau getrieben; die Leute waren jetzt gerade dabei, überall die Felder mit Hecken zu versehen und dann zu bestellen. Die Entfernung bis Omburo ist mehr als 4 deutsche Meilen weit, aber man reitet in Afrika meistens scharf und so legten wir die Strecke in $3^1/_2$ Stunden zurück. Der Weg war für dortige Verhältnisse außergewöhnlich gut. Doch hatte ich gerade hier

ein sehr unangenehmes Erlebnis. Eine Pferdefliege war mir ins Ohr geflogen und durch mein Bemühen, sie wieder herauszubekommen, hatte ich sie erst recht ins Ohr hineingetrieben, so tief, daß nichts mehr von ihr zu sehen war. Desto mehr spürte ich aber ihre Anwesenheit durch das fortwährende arge Summen und durch den heftigen Schmerz, den sie mir bei jeder ihrer Bewegungen verursachte. Da war dort unterwegs nun nichts zu machen und so mußten wir nur weiter reiten. Das war eine böse halbe Stunde, bis sich das Tier mit großer Gewalt im Ohr umdrehte und dann glücklich heil wieder herauskroch, zu meiner nicht geringen Freude.

Omburo liegt an demselben Flusse, aber da, wo derselbe aus drei Flüssen zusammenfließt. Der Platz macht keinen besonders guten Eindruck, zumal jetzt nicht, nachdem der bei weitem größte Teil seiner Bewohner und Christen, infolge eines unglücklichen Streites zwischen den beiden verschiedenen Stämmen, die hier neben einander gewohnt hatten, fortgezogen ist. Außerdem hat der Platz noch eine unangenehme Eigentümlichkeit. Im Flusse findet man nämlich das ganze Jahr hindurch, an der Stelle, wo die drei zusammenfließen, dicht unter der Oberfläche, warmes Wasser, das die Ochsen ganz besonders gern trinken und das ihnen auch sehr gesund sein soll. Infolge dessen ziehen fortwährend von weither die Herero mit ihren großen Herden herbei, um ihre Ochsen für eine kurze Zeit dies schöne Wasser saufen zu lassen; auch an dem Tage nahm das kein Ende. Aber dadurch wird alles Gras rings herum immer schnell aufgezehrt und der Platz ist für ständige Bewohner eben deshalb viel weniger zu gebrauchen. Diese Unsitte, daß ein jeder Herero im ganzen Lande mit seinen Herden allüberall hinziehen und weiden kann, ist meiner Meinung nach ein Haupthindernis irgend welcher gesunder Weiterentwicklung der ganzen Verhältnisse.

Am folgenden Tage besahen wir den Ort und seine Umgebung sowie seine Bewohner, und am Nachmittag versammelten sich in dem kleinen Kirchlein, das merkwürdigerweise mit dem Wagenhause unter einem Dach ist, von den 70 Taufbewerbern

Miſſionshaus in Gumburo.

wenigstens die Hälfte, denen ich dann, wieder durch Bruder Bernsmanns Vermittlung, auch ein Wort sagte, nachdem ich erst zugehört, wie sie von ihm unterrichtet resp. geprüft worden waren. Wegen der Vorkommnisse der letzten Jahre hatte ich hier zu meinem Texte: „Selig sind die Friedfertigen" gewählt.

Am andern Morgen, Mittwoch den 20. Juni, traten wir nun unsre Rückreise nach Omaruru und damit sozusagen unsre Rückreise nach Hause an. Zunächst ging es bis Omaruru wieder zu Pferd. Dort kamen wir mittags wohlbehalten an und genossen nun noch einmal die Gastfreundschaft des Br. Pyrainen. Dann am Nachmittag ging es aber gleich weiter, und zwar jetzt wieder mit dem Ochsenwagen, Okombahe, der dritten Station an demselben Flusse, zu. Der Unterschied in der Geschwindigkeit zwischen Reiten und Ochsenwagen ist sehr groß. Man rechnet dort zu Lande gewöhnlich so, daß man mit dem Ochsenwagen drei- bis viermal so viel Zeit gebraucht, als zu Pferde. Unser Weg führte immer am Fluß entlang und auch mehrere Male durch denselben hindurch. Das große Erongo-Gebirge hat man jetzt zur Linken. Die Entfernung beträgt 17 Fahrstunden, für uns wurde es etwas mehr, weil wir einmal vom rechten Wege abkamen. Am zweiten Tage hatten wir Not, das Wasser zu finden, doch kamen wir endlich damit zurecht. Am letzten Morgen, an dem wir nur noch wenige Stunden durch das hier mit hohen Bäumen bestandene Thal zu fahren hatten, gab es erst noch eine kleine Geschichte. In der Nacht war nämlich von einem unsrer Ochsen ein Lederriemen abhanden gekommen, d. h. gestohlen worden. Unser Begleiter, Br. Meyer, war aber nicht der Mann, sich so etwas nur still gefallen zu lassen. Er hatte bald an der Spur heraus, wo der Ochse die Nacht gewesen, und ebenso, wo er den Riemen verloren hatte, und da beeilten sich die heidnischen Herero der Wersf schnell, ihm seinen Riemen wieder zuzustellen. Ehe man Okombahe erreicht, sieht man schon stundenlang den großen, kahlen Bergrücken, dem es seinen Namen, Okombahe, d. h. Giraffe, verdankt. An der andern Seite dieses Giraffenrückens liegt die Station, am Flusse entlang, der hier fortwährend

fließendes Wasser hat und weite Strecken für Kornbau und Gartenbau geeignetes Land bietet. Von demselben wird denn auch durch die Bewohner in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht, Herero und Bergdamra wetteifern darin miteinander. Das ist nämlich das Besondre dieser Station, daß hier die Bergdamra nicht nur die Mehrzahl der Bewohner bilden, sondern daß sie auch eine mehr selbständige Stellung einnehmen. Sonst ist die Lage der Bergdamra, dieses schwarzen, aber die Sprache der gelben Hottentotten redenden Volkes, im ganzen Lande diese, daß dieselben nur so weit unabhängig sind, als sie sich auf die unzugänglichen Felsengebirge geflüchtet haben, während alle andern entweder zu den benachbarten Herero oder Namas in einer Art Hörigkeitsverhältnis stehen, ohne jedoch eigentlich ihre Sklaven zu sein. Okombahe ist seit langer Zeit eben um seines vielen Garten- und Kornlandes willen, ein beliebter Platz für die Bergdamra gewesen, zu Zeiten wohnten an 1000 hier. Jetzt nun sind Glieder beider Nationen hier ansässig und es ist die schwierige Aufgabe des Missionars Schaar, der seit einigen Jahren hier stationiert ist, zwischen beiden Völkern zu vermitteln und den Frieden aufrecht zu erhalten. Es muß als ein wahres Glück bezeichnet werden, daß Br. Schaar die beiden Sprachen, Herero und Nama so gut gelernt hat, daß er in beiden frei reden und predigen kann. Grade dadurch ist er dieser seiner schweren Aufgabe viel besser gewachsen. Natürlich muß für beide Nationen ganz getrennt Schule und Kirche gehalten werden, schon der Sprachen wegen. Von den beiden Schulen machte die Bergdamra-Schule auf mich den besten Eindruck, namentlich in der biblischen Geschichte waren die Kinder sehr gut bewandert. Viel Not macht dem Missionar der Häuptling der Herero, ein abgefallener Christ, der jetzt 10 Weiber hat.

Am Nachmittag nach unsrer Ankunft kam fast die ganze Bergdamra-Gemeinde, um uns mit ihren Liedern zu begrüßen. Die Leute sangen recht hübsch. Vergeblich warteten wir am Abend auf das Kommen der Geschwister Kremer und Riechmann, die von Otyimbingue direkt hierherfahren und für uns Ochsen

Okombahe.

mitbringen wollten. Erst in der Nacht gegen 4 Uhr kamen dieselben endlich an und brachten richtig auch die Ochsen mit, die uns Herr Hälbich von Otyimbingue freundlich geliehen hatte.

Am folgenden Sonntag gab es drei Gottesdienste. Zuerst für die Herero, bei dem meine Predigt durch Br. Meyer gedolmetscht wurde; gleich darnach für die Bergdamra, in der Miss. Riechmann in Nama sprach und ich nur noch ein kurzes Wort hinzufügte; endlich am Abend für beide Völker zusammen, in welchem Br. Meyer Herero sprach und dann ein Dolmetsch dasselbe gleich in Nama übertrug. Es war noch ein schöner und reicher Tag, dieser letzte Sonntag, den wir im Hererolande verlebten, und erfreuten wir uns auch noch recht der brüderlichen Gemeinschaft.

Für die nun folgende Woche hatten wir noch eine tüchtige Tour vor uns, nämlich von hier bis zur Walfischbai. Das sollten, wie uns die Brüder hier sagten, 42 Fahrstunden sein, also nicht mehr, als wie sich in 6 Tagen sehr wohl zurücklegen läßt. Hintennach stellte es sich aber heraus, daß es vielmehr wohl 52 Stunden Fahrens ist. Nun, das wußten wir damals noch nicht. Es hieß 15 Stunden bis zum Spitzkopf, von da wieder 15 Stunden bis Haichauchab und dann noch 12 Stunden bis zur Bai. Nachdem am Montag Morgen erst alles zur Reise gerüstet war und wir auch von unsren Sachen, namentlich von der vielen Medizin, die wir mitgenommen, aber glücklicherweise nicht gebraucht hatten, allerlei noch den Geschwistern hatten übergeben können, brachen wir kurz nach 10 Uhr auf, jetzt wieder allein nur mit drei Begleitern, die hernach mit unsrem Wagen die Güter des Bruder Riechmann aus der Bai herausholen sollten. Die Fahrt verlief die beiden ersten Tage ganz gut und glatt. Der große Giraffenrücken verschwand hinter uns und der kahle hohe Spitzkopf kam immer näher, bis wir ihn dann am Abend des zweiten Tages erreichten und dann, des Wassers wegen, noch ein Stückchen weiter fuhren. Dort trafen wir eine Reisegesellschaft von Namas, Topnaars aus der Walfischbai, die uns alsbald nach unsrer Ankunft einen englischen Brief brachten, in welchem ihnen der dortige englische Beamte

Bergdamra.

eine Art Paß mit auf den Weg gegeben hatte. Die folgenden Tage, als wir das Land weiter durchreisten, hatten wir Veranlassung genug, diese Leute zu bewundern, die diese weiten, kahlen und wasserlosen Strecken so zu Fuß zurückgelegt hatten, und es waren doch auch verschiedene Frauen dabei. An diesem Tage hatte mein Schwager auch endlich einen von den großen und sehr schmackhaften Vögeln, eine Trappe, von den Buren Pfau genannt, geschossen. Das gab einen trefflichen Braten.

Am Mittwoch Morgen gab es erst einen bösen Aufenthalt. Die Ochsen waren fort! Das mußten wir doch auch erst noch einmal durchkosten, wie verlassen und am Ende seines Witzes man sich fühlt, wenn einem dort in der afrikanischen Einöde die Ochsen fortgelaufen sind und man nun Stunde um Stunde warten muß, bis sie endlich wieder da sind. Diesmal ging es noch immerhin gnädig ab; gegen $^1/_2$10 Uhr konnten wir doch aufbrechen, hatten aber doch schon kostbare Stunden verloren. Es galt nun wieder eine ziemlich große wasserlose Strecke zu durchfahren, ja, die kahlste und ödeste Gegend, die wir auf unsrer ganzen Reise gesehen haben. Man hatte uns gesagt, daß wir hier Gras finden würden für unsre Ochsen, ja, wir hatten sogar die Absicht gehabt, hier Gras zu schneiden, das wir mit zur Bai nehmen wollten, weil dort kein Futter für die Ochsen zu haben ist. Aber nun fanden wir hier weit und breit auch nicht ein einziges Grashälmchen; es hatte im letzten Jahre in diesem Teile des Landes nicht geregnet. So mußten unsre Ochsen also mit leerem Magen weiter wandern. Es ist ganz erstaunlich, ja schier unglaublich, was diese südafrikanischen Ochsen in Entbehrung von Futter und Wasser leisten können!

Wie schon oben angedeutet, stellte sich heraus, daß der Weg bedeutend länger war als man uns gesagt hatte. Nach unsrer Rechnung hätten wir am Donnerstag noch ziemlich zeitig Haichamchab erreichen müssen. Wir fuhren darauf los bis tief in die Nacht hinein, aber unsre Leute behielten recht, die mir schon längst gesagt hatten, wir würden nicht mehr hinkommen an dem Tage. So mußten wir denn endlich auf dem Wege Halt machen, und am Freitag Morgen mußten wir noch vier

volle Stunden fahren, ehe wir endlich hinkamen. Zuletzt ging es stundenlang bergab durch Felsenschluchten, die sich zum Swachaubthal senken. Das Thal selbst ist ziemlich bewachsen, an den Seiten mit dichtem Walde, in der Mitte mit Gras. Hier also gab es für unsre Ochsen nicht nur Wasser, sondern auch Futter, das freilich spärlich genug war, weil hier soviel Wagen und Ochsen durchkommen. Hier befindet sich auch ein einsames melancholisches Grab, von einem bekannten englischen Händler, der auch in der Geschichte unsrer Mission eine Rolle spielt, der aber, wie man sagt, sich zu Tode getrunken hat.

Das letzte Stück Weges, von hier zur Walfischbai, hat nun noch seine ganz besonderen Schwierigkeiten, weil es über eine ganz kahle, wasser- und grasloſe Ebene führt. Es gilt als feste Regel, daß man von hier nachmittags gegen 3 oder 4 Uhr aufbricht, die Nacht durch fährt und dann also am andern Morgen gegen 10 Uhr in der Bai ankommt. Dort muß dann sofort ab- und wieder aufgeladen werden, damit dann unverzüglich der Rückweg angetreten werden kann. Nur so können es die Ochsen so lange ohne Wasser und ohne Futter aushalten. Natürlich war es auch unsre Absicht, am Nachmittag weiter zu fahren. Bis dahin konnten sich Menschen und Vieh ausruhen. Es war noch ein wunderschöner Tag, wie wir denn überhaupt in den ganzen 3 Monaten ununterbrochen schönes Wetter gehabt hatten. Wir hatten in einer breiten Seitenschlucht ausgespannt, wo wir auch noch einen unsren Leuten befremdeten Mann getroffen hatten. Mein Schwager und ich benutzten die Zeit, um auf einen nahegelegenen steilen Berg zu steigen, von dem aus man einen herrlichen Ueberblick über das Flußthal und in die Berge auf beiden Seiten hatte. Hier mußten wir ja Abschied nehmen von dem schönen Gebirgslande, aber es sollte damit noch nicht so glatt gehen.

Als angespannt werden sollte, waren die Ochsen verschwunden. Unsre Leute hatten, nachdem dieselben getränkt waren, sich nicht weiter darum gekümmert, und nun war nichts von ihnen zu sehen. Es wurde flußaufwärts und -abwärts nach ihnen gesucht, was der vielen Spuren wegen schwierig

genug war. Soviel war bald klar, daß sie irgendwo in den dicken Büschen stecken mußten, aber sie wieder zu finden war eben darum äußerst schwer. Glücklicherweise kamen zwölf von ihnen bald von selbst wieder zum Vorschein, aber die übrigen waren und blieben verschwunden. Alle unsre Leute, und mein Schwager mit ihnen, gingen noch einmal auf die Suche, und wirklich kamen sie nach einiger Zeit auch mit dem Rest mit Ausnahme eines einzigen zurück. Aber nun war es inzwischen zu spät geworden um noch aufzubrechen, da das erste Stück des Weges derart ist, daß man es nicht im Dunkeln passieren kann. So mußten wir die Nacht noch dort bleiben und wollten nun versuchen, ob wir in einem Tage die Bai erreichen könnten, was sonst eigentlich fast für unmöglich gilt. Natürlich mußten wir unter diesen Umständen sehr früh aufbrechen. Um 3 Uhr war ich schon auf den Beinen, hatte aber viele Not, ehe ich die Leute, die an ihrem verglimmten Feuer bei der bitter kalten Nacht ganz steif gefroren waren, nicht nur wach, sondern zu irgend welcher Arbeit fähig bekommen hatte. So gelang es doch noch, daß wir um 4 Uhr mit dem bischen Mondschein, das es gab, aufbrachen. Wir kamen glücklich über die bösen Partien des Weges weg und befanden uns bald auf der großen sogenannten Baifläche.

In diesem breiten, fast ganz regenlosen Gürtel, der sich am Meere hinzieht, giebt es einige eigentümliche Erscheinungen, sowohl in der Pflanzenwelt als in der Tierwelt. Von den Pflanzen verdienen zwei besondere Beachtung, die Narra und die sogenannte Welwitschia. Das erstere ist ein Rankengewächs, das nur auf den Sanddünen wächst. Dasselbe trägt an seinen langen Ranken in großer Anzahl Früchte von der Größe eines Apfels, die in ihrem weichen, saftigen, süßlichen Fleische nußähnliche eßbare Kerne haben. Diese Narrafrucht wird von allen Tieren eben so hoch geschätzt wie von den Menschen. Die Topnaars, d. h. der in diesem Teil des Landes ansässige Namastamm, leben Monate lang fast nur von dieser Frucht. Soviel ich weiß, kommt dieser interessante Strauch nur hier vor. Die Welwitschia ist eine große Blattpflanze, deren dunkelgrüne

Blätter dicht am Boden liegen, während sich die Blüte dann in der Mitte erhebt. Diese letztere habe ich leider nicht gesehen, dagegen wohl die wunderbare, große, radähnliche Holzscheibe, zu der sich die Pflanze mit der Zeit entwickelt. Unter den Tieren dieser Landschaft will ich nur das Chamäleon erwähnen, diese wunderliche, sehr häßliche Eidechse, schwarzgrau mit gelbem Maule, das sie weit aufreißt, wenn man das übrigens unschädliche Tierchen fangen will. Leider wußte ich nicht, daß man dasselbe ganz gut mit Brot und Milch ernähren kann, sonst hätte ich gewiß eines derselben mitgenommen.

Auf diesem Wege hatten wir auch reichlich Gelegenheit, die bekannte Fata Morgana oder Luftspiegelung in der Wüste zu beobachten. Es sah mehrmals so aus, als ob die fernen Sanddünen wie kleine Inseln im blauen Meere lägen. Uebrigens mußten wir uns natürlich sehr dazu halten, um unser Ziel zu erreichen. Gerastet wurde immer nur ganz kurz, ja von mittags an bis abends $^3/_4$10 sind wir eigentlich ununterbrochen gefahren. Und was für ein Weg wurde das allmählich! Bis dahin hatten wir noch festen Boden gehabt, aber nun kamen wir mehr und mehr in den Sand, und an der berüchtigten „Plüm“ wurde der Sand so tief, daß die armen Ochsen die größte Mühe hatten, den Wagen weiter zu bringen. Von dort aus sahen wir beim letzten Schein der sinkenden Sonne allerdings schon die Häuser von Walfischbai und das Meer in der Ferne ganz deutlich, aber es war noch eine böse Partie für unsere Ochsen bis dahin. Es war schon lange dunkel geworden, ehe wir Sandfontein erreichten, wo die Topnaars zwischen den Sanddünen zerstreut wohnen, und dann ging es scheinbar noch endlos weiter, ganz, ganz langsam, so daß man immer meinte, die Ochsen würden vollends stecken bleiben. Endlich waren wir aber doch glücklich angelangt und trafen auch die lieben Geschwister Böhm noch auf. Somit hatte unsre 90tägige Ochsenwagenfahrt glücklich ihr Ende erreicht, und zwar an dem bestimmten Tage. Am andern Tage kam auch der „Nautilus“ an, und so stimmte alles ganz genau!

Walfischbai, bei weitem der wichtigste und beste Hafen an

der ganzen Westküste von Südafrika, der leider nicht in deutschen, sondern in englischen Händen ist, wird gebildet durch eine flache breite Landzunge, die sich etwa zwei Stunden weit schräg ins Meer erstreckt. Dahinter befindet sich eine breite ruhige Wasserfläche, die den Schiffen einen guten Ankerplatz bietet. Der Platz ist noch immer sehr unbedeutend und bescheiden, nur eine kleine Anzahl niedriger Häuser und ein kleines schmuckes Kirchlein. Aber gegen früher ist das schon ein ganz ungeheurer Fortschritt, denn noch vor 30 Jahren befand sich hier kein einziges Haus. Und ebenso ist in dem ganzen Stand der Eingebornen ein ganz gewaltiger Fortschritt zu bemerken. Früher hatte man so viel von den zerlumpten und verkommenen Topnaars gehört. Wie verwundert war ich darum, jetzt eine Gemeinde zu finden, netter und reinlicher gekleidet wie irgend eine, die ich jenseits des Großflusses gesehen hatte.

Der erste Tag an der Walfischbai, der 1. Juli, war zugleich meines Schwagers und meines ältesten Sohnes Geburtstag. Es traf sich so, daß ich gerade am Abend dieses Tages Briefe aus der Heimat und darunter auch die Verlobungsanzeige meines Sohnes erhielt. Am Morgen hielt ich die Predigt, die der Schulmeister für die Namas dolmetschte. Gleich darnach hielt Bruder Böhm auch noch Katechese im Holländischen. Weil die Leute über eine Stunde weit zu gehen haben, — an der Bai selbst dürfen keine Farbigen wohnen — so müssen die beiden Gottesdienste gleich nacheinander gehalten werden. Eigentlich hatte ich beabsichtigt, von hier auch noch die ehemalige Missionsstation Scheppmannsdorf, die jetzt ein Filial von Walfischbai geworden ist, zu besuchen. Aber weil das Dampfschiff schon am Sonntag kam und nur bis Mittwoch bleiben wollte, so war dafür keine Zeit, namentlich weil Bruder Böhm zuviel in diesen Tagen zu besorgen hatte. An der Walfischbai wechseln immer sehr bewegte und belebte Tage, nämlich wenn das Schiff gekommen ist, und sehr stille Wochen miteinander ab. Auch jetzt waren viele Leute dort anwesend, zumal noch ein anderes deutsches Schiff an der Swachaub-Mündung in den nächsten Tagen erwartet wurde. Man spricht ja viel davon, diese

Mündung zu einem deutschen Hafen zu machen, aber nach dem, was ich darüber in Erfahrung gebracht, erscheint es mir sehr zweifelhaft, ob Deutschland wohl thun würde, die großen Kosten daran zu wagen, um einen wirklich brauchbaren Hafen dort herzustellen. Das würde Millionen kosten. Viel besser wäre es unter allen Umständen, wenn uns England die Walfischbai abträte. Vielleicht, daß dazu doch auch noch einmal Aussicht vorhanden ist.

Mit dem erwarteten deutschen Schiffe sollte auch eine bedeutende Verstärkung für die Truppe kommen. Deshalb war auch der Landeshauptmann Major Leutwein selbst gekommen, dieselbe in Empfang zu nehmen. Somit hatte ich die Freude, diesen Herrn hier noch einmal zu sehen und ihm noch einige Wünsche ans Herz legen zu können. Auch der ehemalige Landeshauptmann Major von François und sein Bruder, der Lieutenant, waren dort; sie wollten mit uns dasselbe Schiff benutzen zur Fahrt nach dem Kap.

Die beiden Tage, die uns außer Sonntag noch übrig blieben, benutzte ich zur Inspektion der Schule sowie zu einem Besuche in Sandfontein. Die dortigen Hütten der Topnaars sind meist aus den Zweigen des einzig hier wachsenden riesengroßen Unkrautes, des sogenannten wilden Tabaks gemacht. Zum großen Glück ist jetzt vor zwei Jahren der Swachaub einmal wieder mit seinem Wasser bis zum Meer „abgekommen“, wie man dort sagt. Dadurch ist der Weg durch die Dünen wieder sehr viel besser geworden, und außerdem hat es den großen Vorteil gebracht, daß es jetzt noch Wasser in Sandfontein für die Ochsen giebt, während sonst alles Trinkwasser für die Bewohner der Walfischbai vom Kap, also 150 deutsche Meilen weit hergebracht werden muß. Unser Aufenthalt in dem traulichen Hause des Missionars Böhm war noch ein sehr angenehmer. Frau Böhm war eine alte Bekannte von mir; wir waren vor 29 Jahren längere Zeit zusammen im Missionshaus in Barmen gewesen. Bruder Böhm dagegen war einer der wenigen Missionare, die ich noch nicht persönlich gekannt hatte. Außer ihm ist an der Bai noch ein anderer, vor Zeiten

von uns ausgesandter Herr Koch, der ehemals unser Agent an der Bai war, jetzt aber selbständig als Agent oder sozusagen Hafenmeister dort seinen Beruf hat. In seinem Dienst arbeiten die Topnaars von Sandfontein beim Ein- und Ausladen der Schiffe. Als wir am Mittwoch abfuhren, brachte uns die ganze Schar von Arbeitern noch zum Abschied ein kräftiges Hurra aus.

Der „Nautilus“ ist ein kleines aber ziemlich schnelles Dampfschiff. Leider war es jetzt fast ganz ohne Ladung, also sehr leicht, und schwankte darum sehr. Wir hatten aber gute See und Wind, und so ging die Reise die ersten beiden Tage sehr glatt von statten. Am Donnerstag Abend waren wir schon nicht mehr weit von Port Nolloth, wo wir anlegen und Passagiere aufnehmen sollten. Aber am Freitag Morgen kam ein starker Seenebel, der uns hinderte ordentlich weiter zu fahren. Erst nach mehreren Stunden hellte das Wetter sich wieder auf und konnten wir nun uns unsrem Ziele nähern. Aber da kam ein anderes, schlimmeres Hindernis unsrer Weiterreise. Port Nolloth ist ein Hafen, in welchen nur kleine Fahrzeuge einlaufen können, und auch diese nur, wenn auf der Barre vor dem Hafen nicht zuviel Seegang steht. Also mußten wir draußen vor Anker gehen. Nun war aber leider zu hoher Seegang, als daß die Bote mit den erwarteten Passagieren zu uns heraus kommen konnten. So blieb also nichts anderes übrig als geduldig zu warten, bis das Meer ruhiger würde. Das war aber in der That keine leichte und angenehme Geduldsprobe! Unser Schifflein schwankte nicht schlecht, so daß ich der einzige unter den Passagieren war, der noch zur Tafel kommen konnte. Und nun drei Tage lang so unthätig liegen zu müssen, von Freitag mittag bis Montag früh, das war wirklich ein schlechtes Vergnügen! Unser Kapitän war auch nicht der Mann, uns die Zeit angenehm zu machen. Er hatte eine Art Schadenfreude daran und machte uns die tröstliche Aussicht klar, daß wir vielleicht die ganze Woche noch so weiter warten müßten.

Nun endlich am Montag Morgen war das Meer glücklicherweise einige Stunden lang soweit ruhig, daß die Bote kommen konnten. Nur wenig Stunden später wäre es schon nicht mehr

möglich gewesen. Dort am Lande hatten die Passagiere natürlich ebenso sehnlich gewartet und kamen nun sofort, von einem kleinen Dampfschiff geschleppt, heraus zu unserm Schiff. Ich hatte gehofft, daß auch unsre beiden Missionare aus Klein-Namaland mitkommen würden, um mit uns zur Konferenz zu fahren, leider aber waren beide verhindert. Der eine von ihnen, Kling, war allerdings in Port Nolloth gewesen und hatte dort schmerzlich gewartet auf Besserung des Wetters. Er hätte mich gar zu gerne wenigstens noch einmal gesehen, hatte aber nun gerade am Montag Morgen wegen dringender Amtsgeschäfte wieder nach Steinkopf zurückkehren müssen. So war der einzige Bekannte unter den Ankommenden der Herr Gibson von der Kharas Khoma, der die Reise nach England mit uns zusammen machte.

Das letzte Stück unsrer Reise bis Kapstadt verlief nun ohne weiteren Aufenthalt, und wir hatten nur noch einmal recht unruhige See und darum wieder viel Seekrankheit an Bord. Dienstag Abend beim Dunkelwerden konnten wir in Kapstadt ans Land steigen, nachdem wir uns noch einmal an dem herrlichen Panorama bei der Annäherung an die Tafelbai ergötzt hatten. Der treue Bruder Eich und der junge Herr Ritter nahmen uns in Empfang und geleiteten uns zum Hause des deutschen Pfarrers Wagner, bei dem wir diesmal logieren sollten, und wo wir mit der größten Liebenswürdigkeit aufgenommen wurden. Mit dankbarem Herzen legten wir uns jetzt zum ersten Male wieder am Lande zur Ruhe nach dieser unangenehmen Seereise, auch fanden wir noch einmal liebe Briefe aus der Heimat vor.

Kapstadt.

IV. Letzter Aufenthalt am Kap.

Bei unsrer Einfahrt in die Tafelbai passierten wir unter andern auch das sehr schöne Schiff „Norham Castle“, das bereit lag, um am folgenden Tage nach England abzufahren. Wir hatten Retourbillete grade für diese sogenannte Castle-Linie. Aber dennoch konnten wir diese lockende Gelegenheit nicht benutzen, mußten vielmehr noch Geld zugeben und erst mit dem Schiff von der andern Dampferlinie 8 Tage später fahren, weil ich erst noch die Konferenz mit den kapischen Missionaren abhalten mußte. Das war ja aber noch eine sehr wichtige Aufgabe und hat es mich besonders gefreut, daß wir an unsrem Plane festgehalten hatten, diese Konferenz nicht etwa, wie auch vorgeschlagen worden war, am Anfange sondern also am Ende der Reise abzuhalten. Jetzt hatte die Sache für mich ganz andre Bedeutung, weil ich nun inzwischen alle Stationen selbst hatte in Augenschein nehmen können. Die Konferenz sollte in Worcester stattfinden. Mein Schwager blieb unterdessen in der Kapstadt.

Zunächst hatten wir aber noch einen Tag Zeit für Kapstadt. Denselben benutzte ich zu einem Besuche bei der lieben alten Schwester Krönlein, die noch im Hause ihres seligen Mannes, des Pastors der deutschen Gemeinde von Wijnberg wohnte. Die liebe Schwester, die grade am Tage vorher ihren Geburtstag gehabt hatte, freute sich sehr über mein Kommen. Es gab noch einiges über den schriftlichen Nachlaß des teuren Bruders zu besprechen, der u. a. noch die Uebersetzung des ganzen Alten Testaments in die Namasprache hinterlassen hat. Von dort zurückgekehrt hatte ich noch Zeit, eine andre ehemalige Angehörige unsrer Rhein. Mission in der Kapkolonie, Miss. Voigt, aufzusuchen und mich an ihrer großen Liebe und Anhänglichkeit an unsre Mission herzlich zu freuen.

Am Abend fuhr ich nach Stellenbosch. Dort mußte ich es recht empfinden, daß es jetzt hier zu Lande Winter war. Statt des herrlichen Sonnenscheines, in dem ich den Ort das erste

Mal gesehen, jetzt feuchtes, kaltes Wetter. Dazu die Bäume meistens entlaubt, und endlich die meisten Freunde und Bekannten nicht in der Stadt sondern verreist, und unser Töchterpensionat geschlossen. Aber ich wollte noch einmal die Geschwister Weber sehen und namentlich den kränklichen Bruder Brincker, der nicht zur Konferenz kommen konnte und so dringlich darum gebeten hatte, mich noch einmal zu sprechen. Außerdem wollte ich auch den wesleyanischen Pastor wegen Lilyfontein sprechen. Es handelt sich nämlich darum, ob wir nicht vielleicht diese ganz vereinzelt liegende Station von den Wesleyanern übernehmen könnten. Das alles wurde im Laufe des folgenden Tages abgemacht und dann abends die Reise fortgesetzt, zunächst nach de Paarl. Dort wohnt nämlich jetzt bei seinem Sohne, dem Pastor der dortigen deutschen Gemeinde, unser alter Veteran der Herero-Mission, Dr. Hugo Hahn. Ich durfte aber nicht von Afrika abreisen, ohne ihn noch einmal gesehen und über sein altes Missionsgebiet, Hereroland, ihm berichtet zu haben. Das waren sehr angenehme und interessante Stunden, die Br. Eich und ich dort zubrachten, bis wir dann abends sehr spät uns wieder in den Zug setzten zur Weiterreise nach Worcester. Dabei passierte es mir, daß mein Koffer auf dem Perron stehen blieb; er wurde aber am andern Tage nachgesandt. Nachts $^1/_2$3 Uhr kamen wir in Worcester an. Für die Konferenz hatten wir nun die folgenden 4 Tage angesetzt. Außer den Brüdern aus Klein-Namaland waren alle gekommen. Wir hatten unsre Beratungen in der Sakristei der Kirche und besprachen dort die Angelegenheiten sowohl jeder einzelnen Station als auch die allgemeinen Sachen eingehend und mit großer Einmütigkeit. Wir alle sind der festen Ueberzeugung, daß unsre Rheinische Mission, weit davon entfernt, daß sie daran denken dürfte, sich etwa von diesem ihrem ältesten Arbeitsgebiete jetzt zurückzuziehen, vielmehr berufen und darauf angewiesen ist, ihre Arbeit auch in der Kolonie noch auszudehnen. Dabei ist ja das besonders erfreulich, daß diese ganze Arbeit unsrer allgemeinen Kasse keinen Pfennig mehr kostet und dabei muß es auch bleiben.

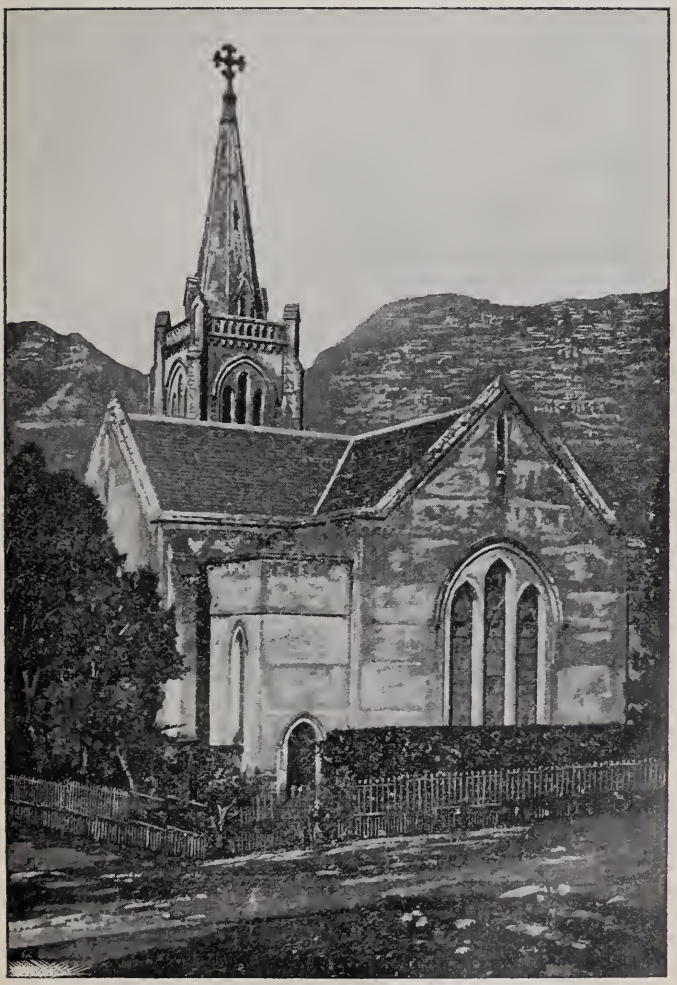
Am Abend des ersten Konferenztages, Freitag, den 13. Juli,

fand abends Gottesdienst in der Kirche statt, in dem ich der zahlreich versammelten Gemeinde auch erzählen mußte von meiner Reise. Wieder hatte ich meine Herzensfreude an dem herrlichen Gesange der Leute. Der folgende Sonntag war ein sehr reich besetzter Tag. Am Morgen hatte ich die Predigt. Nachmittags war große Abendmahlsfeier, an der nicht weniger als 600 Gäste teilnahmen. Der äußerliche Hergang dabei, in kapischer reformierter Weise, hatte ja allerdings etwas Fremdes an sich, aber sonst war es eine erhebende, herrliche Feier. Darnach wurde das Söhnchen von Geschw. Leipoldt getauft, das seit unsrer ersten Anwesenheit in Worcester geboren war. Dasselbe erhielt den Namen meines Schwagers, Hilmar, und hatte ich übernommen, einer der Taufpathen zu sein. Darnach fand noch ein Abendgottesdienst statt.

Am Montag Morgen konnten wir unsre Beratungen beendigen und damit also unsre Konferenz schließen, mit Dank gegen den Herrn, der uns in so schöner Weise hatte zusammensein lassen und dessen Segen, wie wir fest hoffen, auf unsre Beratungen gelegt werden wird. Die freie Zeit, die uns noch am Nachmittag blieb, benutzten wir zu einem Besuche der heißen Quellen von Brandvley. Ich wollte gern noch etwas mehr von der herrlichen Umgebung sehen. Der Weg dahin führte uns auch durch den Breede Rivier, der seinem Namen alle Ehre macht. Wir fuhren 10 Minuten lang durch das Wasser. Unterwegs passierten wir auch eine große Straußenfarm, wo wir mehr als hundert Strauße innerhalb der Umzäunung herumspazieren sahen. Wir kehrten dort in einem stattlichen Burenhause ein, erfuhren, daß die dortige Familie nahe verwandt war mit einer unsrer ehemaligen Missionarsfamilien, und sahen dort auch noch ein sehr interessantes Bild: Auf einer Photographie 5 Generationen zusammen, Urgroßvater, Urgroßmutter, Großvater, Mutter und Kind. Gewiß eine große Seltenheit und ein neuer Beweis für die Gesundheit des Landes. Abends fand noch ein wunderschöner Abschiedsgottesdienst statt. Außer mir und mehreren der anwesenden Brüder sprach bei demselben auch der liebe holländische Prediger von Worcester, Murray,

dessen ergreifende Worte mir ganz besonders lieb waren und mir tief zu Herzen gingen. Er sprach es mit großem Nachdruck aus, daß die reformierte Kirche die Arbeit unsrer Rheinischen Mission mit großen Freuden anerkenne und daß sie dieselbe nicht entbehren könne. Statt ans Aufgeben derselben, sollten wir vielmehr allen Ernstes daran denken, dieselbe noch auszudehnen. Mit dankerfüllten Herzen für diese Segenstage reisten Br. Eich und ich in der Nacht wieder nach der Kapstadt zurück, schliefen unterwegs vortrefflich, und kamen am andern Morgen ganz frisch dort an.

In dem Hause des Herrn Pastor Wagner, wo ich wieder einkehrte, traf ich meinen Schwager wieder, der mir von einer sehr gelungenen Ersteigung des Tafelberges berichten konnte. So gern ich diesen herrlichen Berg auch einmal bestiegen hätte, so war dazu für mich doch keine Zeit. Uebrigens war das Wetter schon seit einigen Tagen ganz wunderschön geworden; das nannten sie am Kap Winter. Ich sagte ihnen aber, wenn wir in Deutschland solches Wetter im Mai hätten, so wären wir überglücklich. Ich hatte am Dienstag und Mittwoch Morgen noch einige wichtige Besuche zu machen, u. a. auch bei dem obersten Schulinspektor, der uns wegen der Schule in Worcester noch einen sehr guten Rat geben konnte; bei dem Abgeordneten für Klein-Namaland, mit dem wir über die Landangelegenheiten redeten, und endlich bei dem Herrn Gouverneur, der uns mitteilte, daß er mit demselben Schiff wie wir nach England fahren würde. Auch die Witwe eines lieben alten Freundes unsrer Mission, des Herrn Voß, besuchten wir noch. Dieselbe wohnte draußen in der lieblichen Vorstadt Greenpoint am Meeresstrande in einer Villa, die durch ihren Namen „Minden-Villa“ gleich bekundet, wo der Verstorbene zu Haus gewesen und daß er seine westfälische Heimat nicht vergessen hat. Am letzten Morgen fand ich auch noch ein Stündchen Zeit, um mit den inzwischen angekommenen Brüdern — Eich, Weber, Schmolke, Stremme — einen der niedrigen Berge neben der Stadt zu besteigen, von wo wir eine entzückende Aussicht auf die Stadt, das Meer und in die Berge hinein hatten. Am Dienstag Abend waren wir



Die deutsche Kirche in Kapstadt.

bei Herrn Dr. Fismer, auch einem Missionarssohne, und verlebten in seiner Familie noch ein paar sehr angenehme Stunden.

Am Mittwoch, den 18. Juli, bestiegen wir also unser Dampfschiff, den „Mexican", wohin uns die lieben Brüder und noch einige andere Freunde das Geleite gaben. Weil der Herr Gouverneur mit uns fuhr, so hatten wir die Ehre, mit Salutschüssen auszufahren, nachdem die interessanten roten Bergschotten, mit ihren nackten Beinen und ihren Dudelsäcken, uns noch einen feierlichen Abschiedsgruß gespielt hatten. Von unsrer Heimfahrt, die nur 18 Tage bis England währte, will ich nur soviel sagen, daß es eine äußerst angenehme Reise war; schönes Wetter, sehr angenehme Gesellschaft, namentlich der Herr Gouverneur, mit dem ich manches interessante Gespräch geführt habe, und daß wir uns in diesen Ruhetagen noch recht von den vorhergehenden Anstrengungen erholen konnten.

Ebenso wie auf der Hinreise legte das Schiff in Madeira einige Stunden an, um Kohlen einzunehmen. Diesmal benutzten wir die Zeit und machten einen kurzen Besuch am Lande. Wir sahen dort u. a. auch den wunderschönen Kirchhof, auf dem so mancher Erdenpilger fern von der Heimat ruht, der hier auf der lieblichen Insel noch vergeblich Heilung von seinem Leiden gesucht hat. Wunderbarer Weise war der erste Grabstein, dessen Inschrift ich las, derjenige eines deutschen Kaufmannes aus Petersburg. Ich dachte nicht anders, als es sei derselbe, der uns einmal vor vielen Jahren 10000 Rubel vermacht hat, die wir aber niemals bekommen haben. Es war das aber doch ein Irrtum, wie ich hernach daheim erfuhr. So kamen wir denn neu gestärkt und mit dankbarem Herzen am 6. August hier wieder in der lieben Heimat an, also gerade zu rechter Zeit, um in der Festwoche gleich vor der Missionsgemeinde einen ersten Bericht davon abzugeben, was der Herr an uns für Gnade gethan, und wie Er wirklich reichen Segen zu unsrer Reise gegeben.

Funchal auf Madeira.

Schluß.

Es möge mir gestattet sein, noch ein ganz kurzes Schlußwort über meine Reise hier hinzuzufügen. Dieselbe war unternommen zunächst wegen einiger Angelegenheiten, die es in der Kapkolonie zu ordnen galt und wozu ein persönliches Eingreifen erforderlich schien. Es ist mir ja auch mit Gottes Hilfe gelungen, diese Dinge in Ordnung zu bringen. Aber auch abgesehen davon glaube ich, daß diese Reise gerade für unser Verhältnis zur Kapkolonie und für die Weiterentwicklung unsrer dortigen Arbeit bei weitem am meisten zu bedeuten hat. Ich bin der festen Ueberzeugung, wenn schon vor 30 Jahren von dem damaligen Herrn Inspektor eine solche Reise unternommen worden wäre, so wäre vieles inzwischen dort ganz anders gekommen und wohl viel Aerger und Aergernis wäre uns erspart geblieben. Aber auch jetzt ist es ja noch nicht zu spät, da wir Gottlob nicht den Rat befolgt haben, diese unsre ganze Arbeit etwa an die reformierte kapische Kirche abzutreten. Nein, der Herr hat uns dort noch eine schöne und große Aufgabe vorbehalten und mit Seiner Hilfe wollen wir von nun an unser Bestes thun, derselben gerecht zu werden.

Daß ich alle unsre dortigen Stationen habe besuchen können, mit den Gliedern der Gemeinden ein persönliches Band anknüpfen und mit den Aeltesten der Gemeinden die Angelegenheiten habe beraten können, das ist mir ein Großes, und ich hoffe, daß es sich noch lange als segensreich beweisen wird. Daß ich mit unsren Missionaren dort, ebenso wie auf den beiden nördlichen Missionsgebieten, an Ort und Stelle einmal alle Verhältnisse habe besprechen, ihnen allen ein Wort der Mahnung sowie der Aufmunterung sagen, und mit ihnen allen aufs neue das Band inniger Gemeinschaft habe knüpfen können, das allein wäre schon die ganze Reise und alle Mühen und Kosten wert gewesen.

Ich habe ein mächtiges, fast möchte ich sagen, überwältigendes Gefühl bekommen, daß wir auch in der Kapkolonie wahrlich nicht vergeblich arbeiten, sondern, daß trotz der großen Schwächen, die unsren kapischen Christen allerdings noch ankleben, doch der Herr dort Sein Werk in vielen Seelen hat, wie sich u. a. am klarsten in der großen Dankbarkeit und Opferwilligkeit dieser Leute bekundet. Gerade weil dort der Gegensatz zwischen Farbigen und Weißen so schroff und hart ist, darum hat unsre Mission eine um so größere und heiligere Aufgabe an diesen Leuten, um den christlichen Grundsatz: „Hier ist nicht Jude oder Grieche, nicht Farbiger oder Weißer, sondern wir sind allzumal einer in Christo“ mit der That zu beweisen.

Aber auch der übrige Teil meiner Reise, der Besuch von den 5 Namastationen, die ich gesehen, und von den 11 Stationen im Hererolande, die ich erreichen konnte, ist für mich äußerst wertvoll gewesen. Meiner Meinung nach war hier mein Besuch allerdings längst nicht so unbedingt nötig, wie in der Kapkolonie, wird auch wohl nicht so viel austragen. Aber doch ist es mir außerordentlich lieb und wert, abgesehen von der schon oben angedeuteten Anregung, die mein Besuch, wie ich hoffe, allen Geschwistern gegeben hat, daß ich auch hier einmal alles mit eigenen Augen habe sehen können. Man wird doch dadurch in den Stand gesetzt, alle weiteren Berichte von diesen Stationen mit ganz andern Augen zu lesen und alle Verhältnisse viel besser zu beurteilen.

Auch was ich auf diesen beiden Gebieten gesehen, hat mir neuen Mut und Freudigkeit für die Weiterarbeit gegeben. Wenn ich aber gefragt werde, wie es denn eigentlich dort mit den Erfolgen unsrer Arbeit und mit der Aussicht für die Zukunft steht, so finde ich es allerdings gar nicht leicht, darauf zu antworten. Bei den Namas sind es zwei ganz entgegengesetzte Wahrnehmungen, die sich einem aufdrängen müssen. Auf der einen Seite bekommt man einen gewaltigen Eindruck von dem, wie es scheint, unaufhaltsamen Niedergang des Volkes, als solchem. Wenn man sieht, wie durch diesen letzten, nunmehr 14jährigen Krieg der ganze Norden des Landes entvölkert ist

und von dem Bestande des Volkes wahrscheinlich mehr als die Hälfte hinweggerafft worden ist; wenn man weiter sieht, wie eifrig die vom Kriege weniger in Mitleidenschaft gezogenen Stämme des Südens dabei sind, ihren Landbesitz in die Hände der Weißen gelangen zu lassen und damit den Ast absägen, auf welchem wenigstens ihre Selbständigkeit als Volk und als Einzelne beruht; wenn man weiter erkennen muß, wie verhältnismäßig wenige von ihnen bisher gelernt haben, ordentlich und ehrlich ausdauernd zu arbeiten, dann muß es einem um die äußerliche und wirtschaftliche Zukunft des Volkes sehr bange werden. Es scheint nur zu wahrscheinlich, daß es auch in diesem Teile des Landes genau so gehen wird, wie im Süden des Oranjeflusses, nämlich, daß mit der Zeit, abgesehen von einigen kleinen Resten, nur eine Bastardbevölkerung übrig bleiben wird, statt des reinen Hottentottenvolkes.

Sieht man auf der andern Seite, welche ansehnlichen Gemeinden aus diesem Volke gesammelt sind, wie treulich diese Leutchen sich im ganzen und großen zu ihren Missionaren und zu Gottes Wort halten, natürlich dabei in Betracht gezogen die eigentümlichen Verhältnisse des Landes, die eine häufige Zerstreuung nun einmal mit sich bringen; weiter, wie diese Gemeinden noch fortwährend durch neue Taufen zunehmen und wie auch die zerstreut wohnenden Namas, die noch keine Christen sind, doch eigentlich alle es als selbstverständlich ansehen, daß sie es auch einmal werden wollen, dann wird man dennoch mit Dank gegen den Herrn erfüllt, der dem Evangelium auch unter diesem Volke einen vollständigen Sieg gegeben hat. Darin muß man sich auch nicht stören lassen durch die andere Wahrnehmung, daß allerdings auch an diesen Christen aus den Namas noch viele Flecken und Runzeln zu finden sind. Es ist doch ein guter echter Kern in den Gemeinden zu finden und gar manche Seele geht alle Jahre aus ihrer Mitte im lebendigen Glauben heim, wenn auch viele von ihnen erst nach einem Leben mit allerlei Irrfahrten.

Was die Arbeit an den Herero betrifft, so bietet dieselbe ähnlich wie diejenige unter den Namas auch zwei ganz ver-

schiedene Seiten. Das ganze Volk macht einen ganz andern Eindruck der Lebenskräftigkeit, auch gegenüber dem weißen Manne, unter dessen Oberhoheit es jetzt gekommen ist. Freilich werden die Herero noch vieles lernen müssen und haben jetzt wohl noch keine Ahnung davon, was sie alles von ihrer schrankenlosen Ungebundenheit werden daraugeben müssen und in wie manches sie sich werden schicken müssen. Aber es ist doch zu hoffen, daß diese ganze Umwandlung der Verhältnisse, die bevorsteht, sich in friedlicher Weise vollziehen wird. Was nun im besondren die Aussichten der Missionsarbeit anlangt, so würde irgend ein aufmerksamer Beobachter, der aber mit den früheren Zuständen des Volkes unbekannt wäre, kaum anders können, als ein abfälliges Urteil auch über die Christen fällen, namentlich wegen des stark hervortretenden Geizes und der vielen sittlichen Sündenfälle. Wer aber die Tiefe der sittlichen Verkommenheit kennt, wie sie bei der Ankunft der Missionare ganz allgemein herrschte und wie sie noch jetzt da zu finden ist, wo das Heidentum noch in alter Weise weiterbesteht, der wird die Christen und die Erfolge unsrer Arbeit mit ganz anderm und zwar viel richtigerem Maßstabe messen. Ebenso wer sieht, wie verhältnismäßig klein die Zahl der Herero ist, die zu den Gemeinden gehören, der wird ebenfalls ein abfälliges Urteil über die Erfolge und Aussichten dieser Missionsarbeit sich bilden. Wer aber genauer berichtet ist darüber, wie selbst trotz dieser langen Kriegszeit doch die Gemeinden nicht ab- sondern zugenommen haben; wie überall jedes Jahr ganz ansehnliche Scharen durch die Taufe herzukommen zu den Gemeinden und wie von immer neuen Seiten die Bitte um Lehrer ausgesprochen wird, der wird auch die Hoffnung unsrer Missionare auf größere Erfolge vollkommen teilen. Was die Unsittlichkeit anbetrifft, so sind unsre Missionare der Meinung, daß man bei einem solchen Volke nicht von der ersten christlichen Generation etwas Vollkommenes erwarten darf, sondern Geduld haben muß. Was den Geiz der Leute und ihre gegenwärtige Unwilligkeit zum Geben für den Unterhalt der Gemeinden anbetrifft, so sind sie der Ansicht, einmal, daß gerade in diesem Stück auch der Krieg und die künstlich hervorgerufene

Abneigung gegen die Deutschen viel Schuld mit hat, sodann aber, daß, je mehr Geld ins Land kommt, desto leichter auch eine ständige Mithilfe von seiten der Christen zu erlangen sein wird. Denn das Geld sitzt den Leuten entfernt nicht so fest, wie ihr Vieh, von dem sie sich nur sehr schwer trennen können. Kurzum, das ist die Summa der Meinung, die man von der Hereromission gewinnt: Es gilt unverdrossen weiter zu arbeiten, nach den Erfolgen dieser ersten 50 Jahre, mit dem Blick

dankbar rückwärts,
fröhlich aufwärts,
mutig vorwärts!

Druck von Ernst Siedhoff in Bielefeld.